



BIBLIOTECA CENTRALA
A
UNIVERSITAȚII
DIN
BUCUREȘTI

No. Curent 46688 Format I

No. Inventar Anul

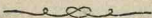
Secția Depozit II Raftul -

H. Heine's

s ä m m t l i c h e W e r k e .

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.



Dreizehnter Band.
Vermischte Schriften. Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Inw. A. 23.428

Vermischte Schriften

von

Heinrich Heine.

DONATIUNEA
Biblioteca General ALEX. S.

Erster Theil. DONATIUNEA
Biblioteca General ALEX. S.

5007
7907



Hamburg.

Goffmann und Campe.

1876.

CONTROL 1993

Centrala Universitatii
"Carol I" Bucuresti

46688

RC 173/09

B.C.U. Bucuresti



C72005

Inhalt.

Vorwort des Herausgebers	Seite VII
------------------------------------	--------------

Vermischte Schriften.

Autobiographische Skizze	3
Die Romantik	13
Briefe aus Berlin.	
Erster Brief	23
Zweiter Brief	49
Dritter Brief	94
Über Polen	131
Der Thee; Humoreske	183

Recensionen.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach	191
Gedichte und Poesien u. von J. B. Rousseau	197
Tasso's Tod, Trauerspiel von W. Smets	204
Struensee, Trauerspiel von M. Beer	241
Die deutsche Literatur von W. Menzel	267
Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus	290

Nachträge.

Die erste Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten“	293
Der Hamburger Brand	298

Gedanken und Einfälle.

Seite

I. Persönliches	305
II. Religion und Philosophie.	307
III. Kunst und Literatur.	319
IV. Staat und Gesellschaft	342
V. Frauen, Liebe und Ehe	358
VI. Vermischte Einfälle	360
VII. Bilder und Farbenstriche	367

Vorwort des Herausgebers.

Die im vorliegenden Band enthaltenen Aufsätze erscheinen hier zum ersten Male gesammelt und in entsprechender Ordnung zusammengestellt. Sie gewähren ein interessantes Bild der frühreifen Entwicklung eines Schriftstellers, aus dessen ersten literarischen Versuchen schon die ganze Originalität, die kritische Schärfe und der epochemachende Stil seiner spätern Produktionen deutlich hervorblickt.

Die „Autobiographische Skizze“ wurde zuerst im Februar oder März 1835 in der „Revue de Paris“, und neuerdings in den „Études sur l'Allemagne au XIXe siècle, par Philarète Chasles“ (Paris, Amyot, 1861) abgedruckt.

Der Aufsatz über „Die Romantik“ — gewissermaßen das ästhetische Programm Heine's für die ersten Jahre seiner literarischen Thätigkeit — erschien in Nr. 31 des „Kunst- und Wissenschaftsblattes“ (Beiblatt zum „Sprecher“ oder „Rheinisch-westfälischen Anzeiger“), vom 18. August 1820. Eine französische Übersetzung dieses Aufsatzes ist in den „Drames et Fantaisies“ enthalten.

Ebendasselbst wurden (in Nr. 6 und 7, 16—19 und 27—30, vom 8. und 15. Februar, 12. April bis 3. Mai, und 28. Juni bis 19. Juli 1822) die an den Herausgeber jener Zeitschrift, Dr. H. Schulz, gerichteten „Briefe aus Berlin“ veröffentlicht. Nur die wenigen, nicht von Klammern umschlossenen Stellen des zweiten und dritten Briefes finden sich in der ersten Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder“ (1827) wieder abgedruckt.

Den Reisebericht „Über Polen“ enthielt der Berliner „Gesellschafter,“ 10.—17. Blatt, vom 17.—29. Januar 1823.

Die Humoreske „Der Thee“ wurde in der „Wesernymphe,“ einem von Theodor v. Kobbe herausgegebenen novellistischen Almanach auf das Jahr 1831 (Bremen, Kaiser) mitgetheilt.

Die Besprechung des „Rheinisch-westfälischen Muses-Almanachs auf das Jahr 1821“ war im „Gesellschafter,“ 129. Blatt, vom 13. August 1821, — die Kritik der „Gedichte“ und der „Poesien für Liebe und Freundschaft, von S. B. Rouffeau“ ebendasselbst, 112. Blatt, vom 14. Juli 1823, enthalten.

Den Aufsatz über die Tragödie „Tasso's Tod,

von W. Smets" brachte die von S. D. Symanski herausgegebene Berliner Zeitschrift: „Der Zuschauer," Nr. 74—86, vom 21. Juni bis 19. Juli 1821.

Die Besprechung von Michael Beer's „Struensee" wurde im Stuttgarter „Morgenblatt," Nr. 88—97, vom 11.—22. April 1828, abgedruckt.

Die Recension von W. Menzel's „Die deutsche Literatur" findet sich in den „Neuen allgemeinen politischen Annalen," Jahrgang 1828, Bd. XXVII, 3. Heft, — die „Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus" ebendasselbst, Bd. XXVII, 4. Heft.

Die nachträglich mitgetheilte Besprechung der ersten Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" ist in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 68, vom 8. März 1836, — der Korrespondenzartikel über den Hamburger Brand in demselben Journal, Nr. 146, vom 26. Mai 1842, enthalten.

Außer den im vorliegenden und nächstfolgenden Bande gesammelten Aufsätzen, mögen noch einzelne

Jugendarbeiten Heine's in der „Rheinischen Flora“ (Aachen 1825), der „Hermione“ (Hamm, 1827 u. 1828) oder anderen mir bis jetzt nicht zugänglichen Zeitschriften zu finden sein.

So ist es mir unter Anderm nicht gelungen, Heine's Besprechung der Abhandlung von Karl Immermann „über den rasenden Ajax des Sophokles“ zu ermitteln. Nach Angabe des Herrn Dr. Wilhelm Hemsen in Köln, dem ich manchen schätzbaren Nachweis Betreffs der älteren Aufsätze Heine's verdanke, muß jene Kritik in einer Berliner Zeitschrift vom Jahre 1826 gedruckt worden sein.

Im „Gesellschafter“ vom 10. Januar 1821, 10. Juli, 11. September und 13. November 1822 und 12. März 1823 finden sich ein paar kleine, theils „H.“ theils „H. H.“ unterzeichnete Aufsätze, die möglicherweise von H. Heine herkommen. Leider vermochte ich über die Autorschaft derselben keine Gewissheit zu erlangen, da der Herausgeber jener Zeitschrift, Herr Professor F. W. Gubitz in Berlin, aus eigennützigstem Grunde, wiederholentlich jede Auskunft über diesen Gegenstand verweigerte. Herr Gubitz gedenkt nämlich seine biographischen Erinnerungen dadurch interessant zu machen, daß er in denselben die von Heine im „Gesellschafter“ veröffentlichten Aufsätze nochmals wieder abdruckt. Um

dieser geschäftlichen Spekulation willen hat er nicht bloß die Beantwortung der obigen Anfrage abgelehnt, sondern, mit einer in den Annalen der Literatur unerhörten Rücksichtslosigkeit, mir nicht einmal den Einblick in ein paar frühere, schwer zu erlangende Jahrgänge des „Gesellschafter“ gestatten wollen, deren ich später nur nach langem und mühevollen Umhersuchen anderweitig habhaft ward.

Da ich sämtliche Jahrgänge der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ von 1826—1849 Seite für Seite auf das genaueste durchforschen ließ, darf ich mit Bestimmtheit behaupten, daß, außer den in der vorliegenden Gesamtausgabe mitgetheilten, nur noch zwei Korrespondenzartikel jenes Blattes möglicherweise von H. Heine geschrieben sind. Der eine (in Nr. 347 und 348 d. Bl., außerordentliche Beilage) ist vom 30. November 1831 datiert und würde, wenn echt, die erste Korrespondenz sein, welche Heine in der „Allgemeinen Zeitung“ drucken ließ. Er trägt dasselbe Zeichen, wie der Bericht vom 28. December 1831 (Band VIII, S. 45 ff.). Der andere Bericht (in Nr. 135 d. Bl.) ist vom 5. Mai 1836 datiert und trägt dieselbe Chiffer wie der Artikel über die erste Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten“ (Band XIII, S. 293 ff.). Leider vermochte Herr Dr. Kolb, der Redakteur jener Zeitung, sich nicht

mehr zu entsinnen, ob die beiden Korrespondenzen von Heine verfasst worden sind.

Ein Aufsatz über Goethe, den Heine im Jahre 1823 für Barnhagen's „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden“ schrieb, der aber zu spät eintraf, um in jenem Buche gedruckt zu werden, scheint verloren gegangen zu sein, wenn er sich nicht vielleicht noch in Barnhagen's Nachlasse vorfindet.

In „H. Schröder's Lexikon der hamburgischen Schriftsteller“ (Bd. III, S. 145) ist Heine als der Verfasser einer Broschüre namhaft gemacht, die unter dem Titel: „Beleuchtung der Stimme des Volks über die Juden“ (Niedersachsen, 1819) anonym veröffentlicht ward. Während einerseits schon der ganze wissenschaftlich gelehrte Ton dieser Broschüre mit einer solchen Annahme in Widerspruch steht, hat sich mir andererseits Herr Dr. med. F. A. Simon in Hamburg mündlich und schriftlich als alleinigen Verfasser des Büchleins genannt.

Was endlich die von H. Heine hinterlassenen drei Bände „Memoiren“ betrifft, so befinden sich dieselben in Händen des Herrn Gustav Heine zu Wien, welcher das ohne Zweifel werthvolle und interessante Manuscript wohl noch lange dem Publikum vorenthalten wird, wenn es überhaupt jemals in unverstümmelter Form an die Öffentlichkeit gelangt.

Bermischte Schriften.

Autobiographische Skizze.

(1835.)

An Philarète Chasles.

Paris, den 11. Januar 1835.

So eben empfang ich das Schreiben, mit dem Sie mich beehrt haben, und ich beeile mich, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben.

Ich bin geboren im Jahre 1800*) zu Düsseldorf, einer Stadt am Rhein, die von 1806—1814 von den Franzosen occupirt war, so daß ich schon in meiner Kindheit die Luft Frankreichs eingeathmet. Meine erste Ausbildung erhielt ich im Franciskanerkloster zu Düsseldorf. Späterhin besuchte ich das Gymnasium dieser Stadt, welches damals „Gyceum“ hieß. Ich machte dort alle die Klassen durch, wo Humaniora gelehrt wurden, und ich

*) Über Heine's Geburtsjahr vergl. den Brief an St. René Taillandier vom 3. November 1851, — S. Heine's Briefe, dritter Theil, S. 210.

habe mich in der obern Klasse ausgezeichnet, wo der Rektor Schallmeyer Philosophie, der Professor Brewer Mathematik, der Abbé Daulnoie die französische Rhetorik und Dichtkunst lehrte, und Professor Kramer die klassischen Dichter explicierte. Diese Männer leben noch jetzt, mit Ausnahme des Ersteren, eines katholischen Priesters, der sich meiner ganz besonders annahm, wahrscheinlich des Bruders meiner Mutter, des Hofraths von Geldern wegen, der sein Universitätsfreund war, und auch, wie ich glaube, meines Großvaters wegen, des Doktors von Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das Leben gerettet.

Mein Vater war Kaufmann und ziemlich vermögend; er ist todt. Meine Mutter, eine treffliche Frau, lebt noch jetzt, zurückgezogen von der großen Welt. Ich habe eine Schwester, Frau Charlotte von Embden, und zwei Brüder, von welchen der Eine, Gustav von Geldern (er hat den Namen der Mutter angenommen), Dragonerofficier in Diensten Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich ist; der Andre, Dr. Maximilian Heine, ist Arzt in der russischen Armee, mit welcher er den Übergang über den Balkan gemacht.

Meine, durch romantische Launen, durch Establishmentsversuche, durch Liebe und durch andre

Krankheiten unterbrochenen Studien wurden seit dem Jahre 1819 zu Bonn, zu Göttingen und zu Berlin fortgesetzt. Ich habe viertelhalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter andern von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Scheller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs empfindlichste zu verwunden.

Ich habe sieben Jahre lang auf den obgenannten Universitäten studiert, und zu Göttingen war es, wo ich, dorthin zurückgekehrt, den Grad als Doktor der Rechte nach einem Privatexamen und einer öffentlichen Disputation erhielt, bei welcher der berühmte Hugo, damals Dekan der juristischen Fakultät, mir auch nicht die kleinste scholastische Formalität erließ. Obgleich dieser letztere Umstand Ihnen sehr geringfügig erscheinen mag, bitte ich Sie doch, davon Notiz zu nehmen, weil man in einem wider mich geschriebenen Buche die Behauptung aufgestellt hat, ich hätte mir mein akademisches Diplom nur erkaufte. Unter all' den Lügen, die man über mein Privatleben hat drucken lassen, ist dies die einzige, die ich niederschlagen möchte. Da

sehen Sie den Gelehrtenstolz! Man sage von mir, ich sei ein Bastard, ein Henkerssohn, ein Straßenräuber, ein Atheist, ein schlechter Poet — ich lache darüber; aber es zerreißt mir das Herz, meine Doktorwürde bestritten zu sehen! (Unter uns gesagt, obgleich ich Doktor der Rechte bin, ist die Jurisprudenz grade die Wissenschaft, von welcher ich unter allen am wenigsten weiß.)

Von meinem sechzehnten Jahre an habe ich Verse gemacht. Meine ersten Poesien wurden im Jahre 1821 zu Berlin gedruckt. Zwei Jahre später gab ich neue Gedichte nebst zwei Tragödien heraus. Die eine der letzteren ward zu Braunschweig, der Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, aufgeführt und ausgepiffen*). Im Jahre 1826 erschien der erste Band der „Reisebilder“; die drei andern Bände kamen einige Jahre später bei den Herren Hoffmann und Campe heraus, welche noch immer meine Verleger sind. Während der Jahre 1826—1831 habe ich abwechselnd zu Lüneburg, zu Hamburg und zu München gelebt, wo

*) Am 20. August 1823. Über die äußeren Gründe der ungünstigen Aufnahme des „Almansor“ in Braunschweig vgl. die nächstens erscheinende Schrift: „H. Heine. Sein Leben und seine Werke. Von Adolf Strodtmann.“

ich mit meinem Freunde Lindner die „Politischen Annalen“ herausgab. In der Zwischenzeit habe ich Reisen in fremde Länder gemacht. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbstmonate stets am Meeresufer zugebracht, gewöhnlich auf einer der kleinen Inseln der Nordsee. Ich liebe das Meer wie eine Geliebte, und ich habe seine Schönheit und seine Launen besungen. Diese Dichtungen befinden sich in der deutschen Ausgabe der „Reisebilder“; in der französischen Ausgabe habe ich sie weggelassen, so wie auch den polemischen Theil, der sich auf den Geburtsadel, auf die Teutomanen und auf die katholische Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, so habe ich diesen noch in der Vorrede zu den „Briefen von Kahldorf“ besprochen, die nicht von mir verfaßt sind, wie das deutsche Publikum irrthümlich glaubt. Was die Teutomanen, diese deutschen alten Weiber (*ces vieilles Allemagnes*), betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Hasse gegen Frankreich bestand, so habe ich sie in all' meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es ist Dies eine Animosität, die noch von der Burschenschaft herdatiert, zu welcher ich gehörte. Ich habe zur selben Zeit die katholische Propaganda, die Jesuiten Deutschlands, bekämpft, sowohl um Verleumder zu züchtigen, die mich zuerst angegriffen,

als um einem protestantischen Sinne zu genügen. Dieser mag mich freilich bisweilen zu weit fortgerissen haben, denn der Protestantismus war mir nicht bloß eine liberale Religion, sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte der lutherischen Konfession nicht nur durch den Taufakt an, sondern auch durch eine Kampfeslust, die mich an den Schlachten dieser *Ecclesia militans* theilnehmen ließ. Aber während ich die socialen Interessen des Protestantismus vertheidigte, habe ich aus meinen pantheistischen Sympathien niemals ein Hehl gemacht. Deshalb bin ich des Atheismus beschuldigt worden. Schlecht unterrichtete oder böswillige Landsleute haben schon lange das Gerücht verbreitet, ich hätte den saintsimonistischen Rock angezogen; Andere beehren mich mit dem Judenthum. Es thut mir leid, daß ich nicht immer in der Lage bin, dergleichen Liebesdienste zu vergelten.

Ich habe nie geraucht; eben so wenig bin ich ein Freund des Bieres, und erst in Frankreich habe ich zum erstenmal Sauerkraut gegessen. In der Literatur habe ich mich in Allem versucht. Ich habe lyrische, epische und dramatische Gedichte verfaßt; ich habe über Kunst, über Philosophie, über Theologie, über Politik geschrieben . . . Gott ver-

zeit's! Seit zwölf Jahren bin ich in Deutschland besprochen worden; man lobt mich oder man tadelt mich, aber stets mit Leidenschaft und ohne Ende. Da haßt, da verabscheut, da vergöttert, da beleidigt man mich. Seit dem Monat Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit fast vier Jahren habe ich keine deutsche Nachtigall gehört.

Aber genug! ich werde traurig. Wenn Sie noch andere Auskunft wünschen, will ich sie Ihnen mit Vergnügen ertheilen. Ich sehe es immer gern, wenn Sie mich selbst darum angehen. Reden Sie gut von mir, reden Sie gut von Ihrem Nächsten, wie das Evangelium es gebietet, und genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin, &c.

Heinrich Heine.

Die Romantik.

(1820.)

Die Romantik.

Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.

A. W. v. Schlegel.

No. 12, 14 und 27 des „Kunst- und Unterhaltungsblatts“ enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und glossierte Satire wider Romantik und romantische Form*). Ob man zwar einer solchen Satire eigentlich nur mit einer Gegensatire entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man hiedurch der Sache selbst nützen würde. No. 124 der „Hall. allgem. Literatur-Zeitung“ enthält die Recension einer solchen Gegensatire deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe zu

*) Der in Rede stehende Aufsatz war eine von W. v. Blomberg verfasste „Erklärung des im Jahrgange 1810 des Heidelberger Taschenbuchs enthaltenen Sonett-Dramas, betitelt: „Des sinnreichen himmlischen Boten Phosphorus Conjuuculus Solaris jüngste Komödie, von ihm selbst geboren, gegeben und geschaut.“

Der Herausgeber.

sein scheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich Achselzucken. Ich wenigstens möchte daher nicht ohne Aussicht, dadurch nutzen zu können, also bloß des Scherzes halber, von einer Sache sprechen, von der die Ausbildung des deutschen Wortes fast ausschließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock schlägt, so trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke steckt, und wenn man über die poetische Form des deutschen Wortes spöttelt, so läuft auch Manches mit unter, wodurch das deutsche Wort selbst verletzt wird. Und dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Driflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst Demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemische Ausfälle, und ganz unbefangen, meine subjektiven Ansichten über Romantik und romantische Form hier mittheilen.

Im Alterthum, Das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Menschen lebten meistens in äußern Anschauungen, und ihre Poesie hatte vorzugsweise

das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Beherrschung. Als aber ein schöneres und milderer Licht im Oriente aufleuchtete, als die Menschen anfangen zu ahnen, daß es noch etwas Besseres giebt als Sinnenrausch, als die unüberschwänglich beseligende Idee des Christenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer, diese unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mußten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und just solche, die durch eine geheime sympathetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen diese letztern zu jeder Zeit im Gemüthe erwecken und gleichsam heraufbeschwören konnten. So entstand die sogenannte romantische Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühte, späterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensstürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsproßte und ihre herrlichsten Blumen entfaltetete. Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist Dasjenige die wahre Romantik, was

so Viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italiänischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen eben so klar und mit eben so bestimmten Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind die kostbaren goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden. — So kommt es, daß unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. von Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsere größten Plastiker sind. In Goethe's „Faust“ und Liedern sind dieselben reinen Umriffe, wie in der „Iphigenie“, in „Hermann und Dorothea“, in den Elegien u. s. w.; und in den romantischen Dichtungen Schlegel's sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Kontouren, wie in Dessen wahrhaft plastischem „Rom“. O, möchten Dies doch endlich Diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen.

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluß das Christenthum, und in dessen Folge das Ritterthum, auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun Beides in ihre Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik auszudrücken. Doch glaube ich, Christenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtet schon längst auf dem Altare unserer Poesie; kein Priester braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Frohn zu peitschen, und desßhalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein.

Wöchten doch Viele diese Ansicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Doch mancher Vorber muß welken, ehe wieder das Ölblatt auf unserem Parnassus hervorgrünt.

Briefe aus Berlin.

(1822.)

Seltjam! — Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg' ich bei so zweideut'gem Vorfall Lärm.

Kleist's „Prinz von Homburg“.

Erster Brief.

Berlin, den 26. Januar 1822.

Ihr sehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da sich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarsten aussprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß so viele gute und wackere Menschen mit Interesse und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daß ich unseres Westfalens so bald vergessen hätte. Der September 1820 schwebt mir noch zu sehr im Gedächtnis. Die schönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz v. B., Sie, Wundermann, die Alterthümer in Soest, selbst die Paderborner Heide, Alles steht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauschen, wie jedes Blatt mir zuflüstert: Hier wohnten die alten Sachsen, die

am spätesten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wandrer, steh, hier hat Armin den Varus geschlagen!“ — Man muß zu Fuß, und zwar, wie ich, in östreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Thätigkeit seiner Bewohner kennen lernen will. — Es wird mir gewiß recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir schreiben, durch Mittheilungen aus der Residenz mir so viele liebe Menschen verpflichte. Ich habe mir gleich bei Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurechtgelegt, und bin schon jetzt — im Schreiben.

An Notizen fehlt es nicht, und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich nicht schreiben? d. h. was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, so wenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konversationsblatte &c. &c. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den Einen interessirt's, wenn ich erzähle, daß Sagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich

durch sein Trüffelreis vermehrt hat; den Andern interessiert die Nachricht, daß Spontini beim letzten Ordensfest Rock und Hosen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Systematik; Das ist der Würgengel aller Korrespondenz. Ich spreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Possenreißern, die in seltsamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giustinianischen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Possenreißern. Association der Ideen soll immer vorwalten. Alle 4 oder 6 Wochen soll ein Brief folgen. Die zwei ersten werden unverhältnismäßig lang werden, da ich doch vorher das äußere und das innere Leben Berlin's andeuten muß. Nur andeuten, nicht ausmalen. Aber womit fange ich an bei dieser Masse von Materialien? Hier hilft eine französische Regel: Commencez par le commencement.

Ich fange also mit der Stadt an und denke mir, ich sei wieder so eben an der Post auf der Königstraße abgestiegen, und lasse mir den leichten Koffer nach dem „schwarzen Adler“ auf der Poststraße tragen. Ich sehe Sie schon fragen: Warum ist denn die Post nicht auf der Poststraße und der „schwarze Adler“ auf der Königstraße? Ein andermal beant-

worte ich diese Frage; aber jetzt will ich durch die Stadt laufen, und ich bitte Sie, mir Gesellschaft zu leisten. Folgen Sie mir nur ein paar Schritte, und wir sind schon auf einem sehr interessanten Platze. Wir stehen auf der langen Brücke. Sie wundern sich: — „Die ist aber nicht sehr lang!“ Es ist Ironie, mein Lieber. Lasset uns hier einen Augenblick stehen bleiben und die große Statue des großen Kurfürsten betrachten. Er sitzt stolz zu Pferde, und gefesselte Sklaven umgeben das Fußgestell. Es ist ein herrlicher Metallguss, und unstreitig das größte Kunstwerk Berlin's. Und ist ganz umsonst zu sehen, weil es mitten auf der Brücke steht. Es hat die meiste Ähnlichkeit mit der Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Markte zu Düsseldorf, nur daß hier in Berlin der Schwanz des Pferdes nicht so bedeutend dick ist. Aber ich sehe, Sie werden von allen Seiten gestoßen. Auf dieser Brücke ist ein ewiges Menschengedränge. Sehen Sie sich mal um. Welche große, herrliche Straße! Das ist eben die Königstraße, wo ein Kaufmannsmagazin ans andre grenzt, und die bunten, leuchtenden Waarenausstellungen fast das Auge blenden. Lasset uns weiter gehen, wir gelangen hier auf den Schloßplatz. Rechts das Schloß, ein hohes, großartiges Gebäude. Die Zeit hat es

grau gefärbt, und gab ihm ein düsteres, aber desto majestätischeres Ansehen. Links wieder zwei schöne Straßen, die Breitestraße und die Brüderstraße. Aber gerade vor uns ist die Stechbahn, eine Art Boulevard. Und hier wohnt Fosty! — Ihr Götter des Olymps, wie würde ich euch eu'r Ambrosia verleiden, wenn ich die Süßigkeiten beschriebe, die dort aufgeschichtet stehen. O, kenntet ihr den Inhalt dieser Baisers! O Aphrodite, wärest du solchem Schaum entstiegen, du wärest noch viel süßer! Das Lokal ist zwar eng und dumpfig, und wie eine Bierstube dekoriert. Doch das Gute wird immer den Sieg über das Schöne behaupten; zusammengedrängt wie die Bücklinge sitzen hier die Enkel der Brennen und schlürfen Krème, und schmalzen vor Wonne, und lecken die Finger.

Fort, fort von hier!

Das Auge sieht die Thüre offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Wir können durch das Schloß gehen, und sind augenblicklich im Lustgarten. „Wo ist aber der Garten“? fragen Sie. Ach Gott! merken Sie denn nicht, Das ist wieder die Ironie. Es ist ein viereckiger Platz, der von einer Doppelreihe Pappeln eingeschlossen ist. Wir stoßen hier auf eine Marmorstatue, wobei

eine Schildwache steht. Das ist der alte Dessauer. Er steht ganz in altpreussischer Uniform, durchaus nicht idealisirt, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Diese will ich Ihnen nächstens zeigen, es sind Reith, Zietzen, Seidlitz, Schwerin und Winterfeld, beide Letztere in römischem Kostüm mit einer Allongeperücke. Hier stehen wir just vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Thurms zwei neue Thürmchen erhielt. Der große, oben geründete Thurm ist nicht übel. Aber die beiden jungen Thürmchen machen eine höchst lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelförbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. sei vorigen Sommer mit dem hier durchreisenden Orientalisten H. spazieren gegangen, und als Letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: „Was bedeuten denn die beiden Vogelförbe da oben?“ habe der gelehrte Wizbold geantwortet: „Hier werden Dompfaffen abgerichtet.“ In zwei Nischen des Doms sollen die Statuen von Luther und Melanchthon aufgestellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderschöne Bild von Wegasse zu bewundern? Sie können sich dort auch erbauen an dem Prediger Theremin. Doch laßt uns drauß bleiben, es wird auf die Paulusianer gestichelt. Das macht mir keinen Spaß.

Betrachten Sie lieber gleich rechts neben dem Dom die vielbewegte Menschenmasse, die sich in einem viereckigen, eisenumgitterten Platz herumtreibt. Das ist die Börse. Dort schachern die Befenner des alten und des neuen Testaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Gesichter! Habsucht in jeder Muskel. Wenn sie die Mäuler öffnen, glaub' ich mich angeschrien: „Gieb mir all dein Geld!“ Mögen schon Viel zusammengeschartt haben. Die Reichsten sind gewiß Die, auf deren fahlen Gesichtern die Unzufriedenheit und der Mißmuth am tiefsten eingepägt liegt. Wie viel glücklicher ist doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisd'or rund oder eckig ist. Mit Recht ist hier der Kaufmann wenig geachtet. Desto mehr sind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den roth ausgeschlagenen Röcken. Denn der Lustgarten ist auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachtparade gemustert wird. Ich bin zwar kein sonderlicher Freund vom Militärwesen, doch muß ich gestehen, es ist mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Lustgarten die preussischen Officiere zusammenstehen sehe. Schöne, kräftige, rüstige, lebenslustige Menschen. Zwar hier und da sieht man ein aufgeblasenes, dummstolzes Aristokratengesicht aus der Menge hervorglozen.

Doch findet man beim größern Theile der hiesigen Officiere, besonders bei den jüngern, eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die man um so mehr bewundern muß, da, wie gesagt, der Militärstand der angesehenste in Berlin ist. Freilich, der ehemalige schroffe Kastengeist desselben wurde schon dadurch sehr gemildert, daß jeder Preuße wenigstens ein Jahr Soldat sein muß, und vom Sohn des Königs bis zum Sohn des Schuhflickers Keiner davon verschont bleibt. Letzteres ist gewiß sehr lästig und drückend, doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsere Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger Klagen über das Drückende des Militärdienstes, weil man dort alle Last desselben auf den armen Landmann wirft, während der Adlige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holstein der Fall ist, sogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militärdienste befreit ist. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verstummen, wenn unsere lautmauligen Spießbürger, unsere politisierenden Ladenschwengel, unsere genialen Auskultatoren, Bureauschreiber, Poeten und Pflastertreter vom Dienste befreit würden. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerciert? Er schultert, präsentiert und — schweigt.

Doch vorwärts! Wir müssen über die Brücke. Sie wundern sich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier sich herumtreiben und schwatzen und Branntwein trinken und Wenig thun. Hier nebenbei war sonst die Hundebücke; der König ließ sie niederreißen, und läßt an ihrer Stelle eine prächtige Eisenbrücke verfertigen. Schon diesen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird sich noch lange herumziehen, aber endlich wird ein prachtvolles Werk dastehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne sehen Sie schon die Linden!

Wirklich, ich kenne keinen imposanteren Anblick, als, vor der Hundebücke stehend, nach den Linden hinauf zu sehen. Rechts das hohe prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Universität und Akademie. Links das königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek u. s. w. Hier drängt sich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Ueberall verzierende Statuen; doch von schlechtem Stein und schlecht gemeißelt, außer die auf dem Zeughause. Hier stehen wir auf dem Schlossplatz, dem breitesten und größten Plaze in Berlin. Das königliche Palais ist das schlichteste und unbedeutendste von allen diesen Gebäuden. Unser König wohnt hier, einfach und bürgerlich. Hut ab! Da fährt der König selbst

vorbei. Es ist nicht der prächtige Sechsspänner der gehört einem Gesandten. Nein, er sitzt in dem schlechten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Officiersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweihten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie, wie der König Jeden freundlich wiedergrüßt. Hören Sie! „Es ist ein schöner Mann,“ flüstert dort die kleine Blondine. „Es war der beste Ehemann,“ antwortet feuzend die ältere Freundin. „Ma foi!“ brüllt der Husarenofficier, „es ist der beste Reiter in unserer Armee.“

Wie gefällt Ihnen aber die Universität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur Schade, die wenigsten Hörsäle sind geräumig, die meisten düster und unfreundlich, und, was das Schlimmste ist, bei vielen gehen die Fenster nach der Straße, und da kann man schrägüber das Opernhaus bemerken. Wie muß der arme Bursche auf glühenden Kohlen sitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht sassian- oder maroquinledernen, sondern schweinsledernen Witze eines langweiligen Docenten ihm in die Ohren dröhnen, und seine Augen unterdessen auf der Straße schweifen und sich ergötzen an dem pittoresken Schauspiel der leuchtenden Equipagen,

der vorüberziehenden Soldaten, der dahin hüpfenden Nymphen und der bunten Menschenwoge, die sich nach dem Opernhause wälzt. Wie müssen dem armen Burschen die 16 Groschen in der Tasche brennen, wenn er denkt: Diese glücklichen Menschen sehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphigeneia. „Apollini et Musis“ steht auf dem Opernhause, und der Musensohn sollte drauß bleiben? Aber sehen Sie, das Kollegium ist eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten schlendert nach den Linden. „Gehen denn so viele Philister ins Kollegium?“ fragen Sie. Still, still, Das sind keine Philister. Der hohe Hut à la Bolivar und der Überrock à l'Anglaise machen noch lange nicht den Philister. Eben so wenig wie die rothe Mütze und der Flausch den Burschen macht. Ganz im Kostüm des Letztern geht hier mancher sentimentale Barbiergesell, mancher ehrgeizige Laufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es ist dem anständigen Burschen zu verzeihen, wenn er mit solchen Herren nicht gern verwechselt sein möchte. Aurländer sind wenige hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen. Diese haben obige Verwechslung nicht zu befürchten. Man sieht's diesen Gesichtern gleich an, daß keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen

Hermann's und Thusnelda's als Muster von Liebenswürdigkeit und edelm Betragen dienen. Es ist wahr. Wenn man so viele Herrlichkeiten bei Fremden sieht, gehört wirklich eine ungeheure Dosis Patriotismus dazu, sich noch immer einzubilden: das Vortrefflichste und Kostlichste, was die Erde trägt, sei ein — Deutscher! Zusammenleben ist wenig unter den hiesigen Studierenden. Die Landsmannschaften sind aufgehoben. Die Verbindung, die unter dem Namen „Arminia“ aus alten Anhängern der Burschenschaft bestand, soll ebenfalls aufgelöst sein. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell ist kürzlich sehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediciner, Liebshütz und Febus, geriethen im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da Beide gleichen Anspruch machten an den Sitz No. 4. Sie wußten nicht, daß es in diesem Auditorium zwei mit No. 4 bezeichnete Sitze gab; und Beide hatten diese Nummer vom Professor erhalten. „Dummer Junge!“ rief der Eine, und der leichte Wortwechsel war geendigt. Sie schlugen sich den andern Tag, und Liebshütz rannte sich den Schläger seines Gegners in den Leib. Er starb eine Viertelstunde darauf. Da er ein Jude war, wurde er von seinen akademischen Freunden nach dem jüdischen Gottesacker

gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und

Aber ich sehe, Sie hören schon nicht mehr, was ich erzähle, und staunen die Linden an. Ja, Das sind die berühmten Linden, wovon Sie so Viel gehört haben. Mich durchschauert's, wenn ich denke: auf dieser Stelle hat vielleicht Lessing gestanden, unter diesen Bäumen war der Lieblingsspaziergang so vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Fritz, hier wandelte — Er! Aber ist die Gegenwart nicht auch herrlich? Es ist jauch Zwölf, und die Spaziergangszeit der schönen Welt. Die gepuzte Menge treibt sich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Westen? Hören Sie die tiefsinnigen Bemerkungen, die er seiner Donna zulispelt? Riechen Sie die köstlichen Pomaden und Essenzen, womit er parfümiert ist? Er fixiert Sie mit der Vorgnette, lächelt und kräuselt sich die Haare. Aber schauen Sie die schönen Damen! Welche Gestalten! Ich werde poetisch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbaun,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Fraun.

Sie blühen so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat sie sinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch schöne Federhüte!
Welch schöne Türkenshawls!
Welch schöne Wangenblüthe!
Welch schöner Schwanenhals!

Nein, Diese dort ist ein wandelndes Paradies,
ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit.
Und diesen Schöps mit dem Schnauzbarte sieht sie
so zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten,
die das Pulver erfunden haben, sondern zu Denen,
die es gebrauchen, d. h. er ist Militär. Sie wundern
sich, daß alle Männer hier plötzlich stehen
bleiben, mit der Hand in die Hosentasche greifen
und in die Höhe schauen? Mein Lieber, wir stehen
just vor der Akademieuhr, die am richtigsten geht
von allen Uhren Berlin's, und jeder Vorübergehende
verfehlt nicht, die seinige darnach zu richten. Es ist
ein possierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, daß
dort eine Uhr steht. In diesem Gebäude ist auch
die Singakademie. Ein Billett kann ich Ihnen nicht
verschaffen; der Vorsteher derselben, Professor Zelter,

soll bei solchen Gelegenheiten nicht sonderlich zuvorkommend sein. Doch betrachten Sie die kleine Brünnette, die ihnen so vielverheißend zulächelt. Und einem solchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen lassen? Wie sie allerliebste das Lockenköpfchen schüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähnen zeigt. Sie muß es Ihnen angemerkt haben, daß Sie ein Fremder sind. Welch eine Menge besterter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wenn man sich einen Rock anmessen läßt, fragt der Schneider: „Mit oder ohne Einschnitt (für den Orden)?“ Aber Halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenstraße? Das ist das Café Royal! Bitte, laßt uns hier einkehren, ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzusehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müssen Sie mit hinein. Hier schrägüber sehen Sie das Hôtel de Rôme, und hier wieder links das Hôtel de Pétersbourg, die zwei angesehensten Gasthöfe. Nahebei ist die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons sind hier die besten Berlin's; aber in den Kuchen ist zu viel Butter. Wenn Sie für 8 Groschen schlecht zu Mittag essen wollen, so gehen Sie in die Restauration neben Teichmann auf die erste Etage. Setzt sehen Sie mal rechts und links. Das ist die große

Friedrichsstraße. Wenn man diese betrachtet, kann man sich die Idee der Unendlichkeit veranschaulichen. Läßt uns hier nicht zu lange stehen bleiben. Hier bekommt man den Schnupfen. Es weht ein fataler Zugwind zwischen dem Hallischen und dem Dranienburger Thore. Hier links drängt sich wieder das Gute; hier wohnt Sala Tarone, hier ist das Café de Commerce, und hier wohnt — Jagor! Eine Sonne steht über dieser Paradiesespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt diese Sonne in dem Magen eines Gourmands! Wiehert er nicht bei ihrem Anblick wie das Ross des Darius Hystaspis? Kniet nieder, ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor! Und dennoch, diese Sonne ist nicht ohne Flecken. Wie zahlreich auch die seltenen Delikatessen sind, die hier auf der täglich neu gedruckten Karte angezeigt stehen, so ist die Bedienung doch oft sehr langsam, nicht selten ist der Braten alt und zähe, und die meisten Gerichte finde ich im Café Royal weit schmackhafter zubereitet. Aber der Wein? O, wer doch den Säckel des Fortunatus hätte! — Wollen Sie die Augen ergötzen, so betrachten Sie die Bilder, die hier im Glaskasten des Jagor'schen Parterre ausgestellt sind. Hier hängen neben einander die Schauspielerin Stich, der Theolog Neander und der Violinist Boucher. Wie die Holde lächelt! O fähen

Sie sie als Julie, wenn sie dem Pilger Romeo den ersten Kuß erlaubt. Musik sind ihre Worte:

Grace is in all her steps, heaven in her eye,
In every gesture dignity and love.

(Milton.)

Wie sieht Neander wieder zerstreut aus! Er denkt gewiß an die Gnostiker, an Basilides, Valentinus, Bardesanes, Karpokrates und Markus. Boucher hat wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon. Er nennt sich Kosmopolit, Socrates der Violinisten, scharrt ein rasendes Geld zusammen, und nennt Berlin aus Dankbarkeit la Capitale de la Musique. — Doch laßt uns schnell vorbeigehen; hier ist wieder eine Konditorei und hier wohnt Lebeufve, ein magnetischer Name. Betrachten Sie die schönen Gebäude, die auf beiden Seiten der Linden stehn. Hier wohnt die vornehmste Welt Berlin's. Laßt uns eilen. Das große Haus links ist die Konditorei von Fuchs. Wunderschön ist dort Alles dekoriert, überall Spiegel, Blumen, Marcipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetste Eleganz. Aber Alles, was man dort genießt, ist am schlechtesten und theuersten in Berlin. Unter den Konditormaaaren ist wenig Auswahl, und das Meiste ist alt. Ein paar alte verschimmelte Zeitschriften liegen auf dem Tische. Und das lange, auf-

wartende Fräulein ist nicht mal hübsch. Laßt uns nicht zu Fuchs gehen. Ich esse keine Spiegel und seidene Gardinen, und wenn ich Etwas für die Augen haben will, so gehe ich in Spontini's Corte; oder Olympia. — Hier rechts können Sie etwas Neues sehen. Hier werden Boulevards gebaut, wodurch die Wilhelmstraße mit der Luisenstraße in Verbindung gesetzt wird. Hier wollen wir stille stehn, und das Brandenburger Thor und die darauf stehende Viktoria betrachten. Ersteres wurde von Langhans nach den Propyläen zu Athen gebaut, und besteht aus einer Kolonnade von zwölf großen dorischen Säulen. Die Göttin da oben wird Ihnen aus der neuesten Geschichte genugsam bekannt sein. Die gute Frau hat auch ihre Schicksale gehabt; man sieht's ihr nicht an, der muthigen Wagenlenkerin. Laßt uns durchs Thor gehen. Was Sie jetzt vor sich sehen, ist der berühmte Thiergarten, in der Mitte die breite Chaussee nach Charlottenburg. Auf beiden Seiten zwei kolossale Statuen, wovon die eine einen Apoll vorstellen möchte. Erniederträchtige, verstümmelte Klöße. Man sollte sie herunterwerfen; denn es hat sich gewiß schon manche schwangere Berlinerin dran versehen. Daher die vielen scheußlichen Gesichter, denen wir unter den Linden begegnen. Die Polizei sollte sich drein mischen.

Jetzt laßt uns umkehren, ich habe Appetit, und sehne mich nach dem Café Royal. Wollen Sie fahren? Hier gleich am Thore stehen Droschken. So heißen unsere hiesigen Fiaker. Man zahlt 4 Groschen Kourant für eine Person und 6 Gr. R. für zwei Personen, und der Kutscher fährt, wohin man will. Die Wagen sind alle gleich, und die Kutscher tragen alle graue Mäntel mit gelben Aufschlägen. Wenn man just pressiert ist, oder wenn es entsetzlich regnet, so ist keine einzige von allen Droschken aufzutreiben. Doch wenn es schönes Wetter ist, wie heute, oder wenn man sie nicht sonderlich nöthig hat, sieht man die Droschken haufenweis beisammen stehen. Laßt uns einsteigen. Schnell, Kutscher! Wie Das unter den Linden wogt! Wie Mancher läuft da herum, der doch nicht weiß, wo er heut zu Mittag essen kann! Haben Sie die Idee eines Mittagessens begriffen, mein Lieber? Wer diese begriffen hat, Der begreift auch das ganze Treiben der Menschen. Schnell, Kutscher! Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Wahrhaftig, es ist eine große Erfindung, eine weit größere, als das Pulver. Was halten Sie von der Liebe? Schnell, Kutscher! Nicht wahr, es ist bloß das Gesetz der Attraktion? — Wie gefällt Ihnen Berlin? Finden Sie nicht, obschon die Stadt neu, schön und regelmäßig gebaut ist, so

macht sie doch einen etwas nüchternen Eindruck. Die Frau von Staël bemerkt sehr scharfsinnig: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez sérieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie.“ Herr von Pradt sagt noch etwas weit Pikanteres. — Aber Sie hören kein Wort wegen des Wagengerassels. Gut, wir sind am Ziel. Halt! Hier ist das Café Royal. Das freundliche Menschen- gesicht, das an der Thüre steht, ist Beyer mann. Das nenne ich einen Wirth! Kein kriechender Katzen- buckel, aber doch zuvorkommende Aufmerksamkeit; feines, gebildetes Betragen, aber doch unermüdlicher Dinstei fer, kurz eine Prachtausgabe von Wirth. Laßt uns hineingehn. Ein schönes Lokal; vorn das splendifeste Kaffe haus Berlin's, hinten die schöne Restauration. Ein Versammlungsort eleganter, ge- bildeter Welt. Sie können hier oft die interessan- testen Menschen sehen. Bemerken Sie dort den großen breitschultrigen Mann im schwarzen Oberrock? Das ist der berühmte Cosmelli, der heut in London ist und morgen in Ispahan. So stelle ich mir den Peter

Schlemihl von Chamisso vor. Er hat eben ein Paradoxon auf der Zunge. Bemerken Sie den großen Mann mit der vornehmen Miene und der hohen Stirne? Das ist der Wolf, der den Homer zer-rissen hat, und der deutsche Hexameter machen kann. Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männ-chen mit den ewig vibrierenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrath Hoffmann, der den Rater Murr geschrieben, und die hohe feierliche Gestalt, die ihm gegenüber sitzt, ist der Baron von Lüttwitz, der in der Boffischen Zeitung die klassische Recension des Raters geliefert hat. Bemerken Sie den Elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt, und sich jetzt wendet gegen den hohen, ernst-haften Mann im grünen Oberrock? Das ist der Baron von Schilling, der im Mindener Sonntags- blatte „die lieben Teutsenkel“ so sehr touchiert hat*).

*) Wahrscheinlich mit Bezug auf diese Stelle veröffent-lichte Heine im „Bemerkter“ Nr. 9 (Beilage zum 85. Blatte des Berliner „Gesellschafter“), vom 29. Mai 1822, folgende Erklärung:

„Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufsätze von mir, überschrieben: „Briefe aus Berlin“ (in Nr. 6, 7, 16 zc. des zum „Rheinisch-Westf. Anzeiger“ gehörigen „Kunst- und Wissenschaftsblattes“) auf eine Art ausgelegt worden,

Der Ernsthafte ist der Dichter Baron von Maltitz. Aber rathen Sie mal, wer diese determinierte Figur ist, die am Ramine steht? Das ist Ihr Antagonist Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eisengusse. Aber was kümmern mich alle diese Herren, ich habe Hunger. Gargon, la charte! Betrachten Sie mal diese Menge herrlicher Gerichte. Wie die Namen derselben melodisch und schmelzend klingen, as music on the waters! Es sind geheime Zauberformeln, die uns das Geisterreich aufschließen. Und Champagner da-

die dem Herrn Baron von Schilling verletzend erscheinen muß; da es nie meine Absicht war ihn zu kränken, so erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid ist, wenn ich zufälligerweise dazu Anlaß gegeben hätte; daß ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daß es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikatesse unterdrückt werden mußte. Dieses kann der geehrte Redakteur jener Zeitschrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieses freimüthige Bekenntnis der Wahrheit allen Stoff zu Mißverständnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.

Berlin, den 3. Mai 1822.

„Heinrich Heine.“

Der Herausgeber.

bei! Erlauben Sie, daß ich eine Thräne der Rührung weine. Doch Sie, Gefühlloser, haben gar keinen Sinn für alle diese Herrlichkeit, und wollen Neuigkeiten, armselige Stadtneuigkeiten. Sie sollen befriedigt werden. Mein lieber Herr Gans, was giebt es Neues? Er schüttelt das graue ehrwürdige Haupt und zuckt mit den Achseln. Wir wollen uns an das kleine rothbäckige Männlein wenden; der Kerl hat immer die Taschen voll Neuigkeiten, und wenn er mal anfängt zu erzählen, so geht's wie ein Mühlrad. Was giebt's Neues, mein lieber Herr Kammermusikus?

Gar Nichts. Die neue Oper von Hellwig: „Die Bergknappen“, soll nicht sehr angesprochen haben. Spontini komponiert jetzt eine Oper, wozu ihm Koreff den Text geschrieben. Er soll aus der preussischen Geschichte sein. Auch erhalten wir bald Koreff's „Lucassin und Nicolette“, wozu Schneider die Musik setzt. Letztere wird erst noch etwas zusammengestrichen. Nach Karneval erwartet man auch Bernhard Klein's „Dido“, eine heroische Oper. Die Bohrer und Boucher haben wieder Konzerte angekündigt. Wenn der „Freischütz“ gegeben wird, ist es noch immer schwer Billette zu erhalten. Der Bassist Fischer ist hier, wird nicht auftreten, singt aber viel in Gesellschaften. Graf Brühl ist noch immer sehr krank; er

hat sich das Schlüsselbein zerbrochen. Wir fürchteten schon, ihn zu verlieren, und noch so ein Theaterintendant, der Enthusiast ist für deutsche Kunst und Art, wäre nicht leicht zu finden gewesen. Der Tänzer Antonini war hier, verlangte 100 Louisd'or für jeden Abend, welche ihm aber nicht bewilligt wurden. Adam Müller, der Politiker, war ebenfalls hier; auch der Tragödienverfertiger Houwald. Madame Woltmann ist wahrscheinlich noch hier; sie schreibt Memoiren. An den Reliefs zu Blücher's und Scharnhorst's Statuen wird bei Rauch immer noch gearbeitet. Die Opern, die im Karneval gegeben werden, stehn in der Zeitung verzeichnet. Doktor Kuhn's Tragödie: „Die Damascener“ wird noch diesen Winter gegeben. Wach ist mit einem Altarblatt beschäftigt, das unser König der Siegeskirche in Moskau schenken wird. Die Stich ist längst aus den Wochen und wird morgen wieder in „Romeo und Julie“ auftreten. Die Caroline Fouqué hat einen Roman in Briefen herausgegeben, wozu sie die Briefe des Helden und der Prinz Karl von Mecklenburg die der Dame schrieb. Der Staatskanzler erholt sich von seiner Krankheit. Rust behandelt ihn. Doktor Bopp ist hier angestellt als Professor der orientalischen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium seine erste Vorlesung über das Sanskrit

gehalten. Vom Brockhaus'schen Konversationsblatte werden hier noch dann und wann Blätter konfisciert. Von Görres' neuester Schrift: „In Sachen der Rheinlande 2c. 2c.“ spricht man gar Nichts; man hat fast keine Notiz davon genommen. Der Junge, der seine Mutter mit dem Hammer todtgeschlagen hat, war wahnsinnig. Die mystischen Untriebe in Hinterpommern machen großes Aufsehen. Hoffmann giebt jetzt bei Willmanns in Frankfurt, unter dem Titel: „Der Floh“, einen Roman heraus, der sehr viele politische Sticheleien enthalten soll. Professor Gubitz beschäftigt sich noch immer mit Übersetzungen aus dem Neugriechischen, und schneidet jetzt Bignetten zu dem „Feldzug Suwarow's gegen die Türken“, ein Werk, welches der Kaiser Alexander als Volksbuch für die Russen drucken läßt. Bei Christiani hat C. L. Blum eben herausgegeben: „Klagelieder der Griechen“, die viel Poesie enthalten. Der Künstlerverein in der Akademie ist sehr glänzend ausgefallen, und die Einnahme zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet worden. Der Hoffschauspieler Walter aus Karlsruhe ist eben angekommen, und wird in „Staberle's Reiseabenteuer“ auftreten. Die Neumann soll im März wieder herkommen, und die Stich alsdann auf Reisen gehen. Julius von Voß hat wieder ein Stück geschrieben: „Der neue Markt.“ Sein Lust-

spiel: „Quintin Messys“ wird nächste Woche gegeben. Heinrich von Kleist's: „Prinz von Homburg“ wird nicht gegeben werden. An Grillparzer ist das Manuscript seiner Trilogie: „Die Argonauten“, welches er unserer Intendanz geschickt hatte, wieder zurück gesandt worden. Markför, ein Glas Wasser! Nicht wahr, der Kammermusikus Der weiß Neuigkeiten! An Den wollen wir uns halten. Er soll Westfalen mit Neuigkeiten versorgen, und was er nicht weiß, Das braucht auch Westfalen nicht zu wissen. Er gehört zu keiner Partei, zu keiner Schule, ist weder ein Liberaler, noch ein Romantiker, und wenn er etwas Medisantes sagt, so ist er so unschuldig dabei wie das unglückselige Rohr, dem der Wind die Worte entlockte: „König Midas hat Eselsohren!“

Zweiter Brief.

Berlin, den 16. März 1822. *)

[Ihr sehr werthes Schreiben vom 2. Februar habe ich richtig erhalten, und ersah daraus mit Vergnügen, daß mein erster Brief Ihren Beifall hat. Ihr leise angedeuteter Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen, soll in etwa erfüllt werden. Es ist wahr, man kann mich leicht mißverstehen. Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizziere, sondern die Figürchen, die ich hineingezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, daß es mir um diese Figürchen besonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, so wie

*) Ein Theil dieses Briefes ist bei dem späteren Abdruck im zweiten Bande der „Reisebilder“, 1. Aufl., vom 1. März 1822 datiert.

Der Herausgeber.

man Suppe ohne Salz essen kann. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber. Wenn Sie von einer großen norddeutschen Macht reden, so weiß Jeder, daß Sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutschen Juristen spreche, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter herabwallen läßt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem Christusbilde ähnlich sehen möchte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Abstammung ist, und doch gar gewaltig deutsch thut, so wissen die Leute, wen ich meine. Ich werde Alles bei seinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Persönlichkeit schildern; ich kümme mich wenig um den Tadel jener Leuten, die sich im Lehnstuhle der Konvenienz-Korrespondenz behaglich schaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: „Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehn.“

Ich habe es längst gewußt, daß eine Stadt wie ein junges Mädchen ist, und ihr holdes Angesicht gern wieder sieht im Spiegel fremder Korrespondenz. Aber ich hätte nie gedacht, daß Berlin bei einem solchen Bespiegeln sich wie ein altes Weib,

wie eine echte Klatschliese gebärden würde. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: Berlin ist ein großes Krähwinkel.

Ich bin heute sehr verdrießlich, mürrisch, ärgerlich, reizbar; der Mißmuth hat der Phantasie den Hemmschuh angelegt, und sämtliche Wize tragen schwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daß etwa eine Weiberuntreue die Ursache sei. Ich liebe die Weiber noch immer; als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeschlossen war, schaffte ich mir wenigstens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuskeln wirken. Glauben Sie nicht, daß etwa meine Eitelkeit schmerzlich beleidigt worden sei; die Zeit ist vorbei, wo ich des Abends meine Haare mühsam in Papillotten zu drehen pflegte, einen Spiegel beständig in der Tasche trug, und mich 25 Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beschäftigte. Denken Sie auch nicht, daß vielleicht Glaubensfrupel mein zartes Gemüth. quälend beunruhigten; ich glaube jetzt nur noch an den pythagoräischen Lehrsatz und ans königl. preuß. Landrecht. Nein, eine weit vernünftigeren Ursache bewirkt meine Betrübniß: mein köstlichster Freund, der Liebenswertigste der Sterblichen, Eugen von B., ist vorgestern abgereist! Das war der einzige Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht

langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele ausfah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge.

Doch Schmerz bei Seite; ich muß jetzt davon sprechen, was die Leute singen und sagen bei uns an der Spree. Was sie klüngeln und was sie zün- geln, was sie kichern und was sie klatschen, Alles sollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längst sein aller — aller — allerletztes Concert gegeben, und jetzt vielleicht War- schau oder Petersburg mit seinen Kunststücken auf der Violine entzückt, hat wirklich Recht, wenn er Berlin la capitale de la musique nennt. Es ist hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klängen gewesen, daß Einem fast Hören und Sehen vergeht. Ein Concert trat dem andern auf die Ferse.

Wer nennt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

Selbst von Hispanien kamen sie,
Und spielten auf dem Schaugerüste
Gar manche schlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillot's, ein wackerer Violinspieler, jung, blühend, hübsch, und dennoch kein Protegé der Damen. Ein ominöses Gerücht ging ihm voran, als habe das italiänische Messer ihn unfähig gemacht, dem schönen Geschlechte gefährlich zu sein. Ich will Sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener musikalischen Abendunterhaltungen, die uns diesen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daß das Concert der Seidler drückend voll war, und daß wir jetzt auf Drouet's Concert gespannt sind, weil der junge Mendelssohn darin zum ersten Male öffentlich spielen wird. —]

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's „Freischütz“ gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper das „Lied der Brautjungfern“ oder [kurzweg] den „Sungfernkranz“ gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Hallischen nach dem Dranienburger Thore, und vom Brandenburger nach dem Königsthore, ja selbst wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnick'schen Thore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder: den „Sungfernkranz“.

Wie man in der Goethe'schen Elegien den armen Britten von dem „Marlborough s'en va-t-en

guerre“ durch alle Länder verfolgt sieht, so werde auch ich von Morgens früh bis spät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilschenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Lust und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, schöner, schöner grüner Jungfernkranz,
Mit veilschenblauer Seide, mit veilschenblauer Seide!

Ravendel, Myrt' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten.
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, schöner, schöner u. s. w.

Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwitschernd, bei meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin steht auf mit ihrem „Jungfernkranz“.

Ich höre meinen Barbier den „Sungfernkranz“ die Treppe herauffingen. Die kleine Wäscherin kommt „mit Lavendel, Myrt' und Thymian“. So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hause, und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droschke. Gut, daß ich durch das Rädergerassel nicht singen höre. Bei ***li steig' ich ab. Ist's Fräulein zu sprechen? Der Diener läuft. „Ja.“ Die Thüre fliegt auf. Die Holde sitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem süßen:

„Wo bleibt der schmucke Freiersmann?

Ich kann ihn kaum erwarten.“ —

Sie singen wie ein Engel! ruf' ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen“, lispelt die Gütige, und sie windet wieder ihren „Sungfernkranz“, und windet, und windet, bis ich selbst vor unsäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangst ausrufe: „Hilf, Samiel!“


Sie müssen wissen, so heißt der böse Feind im „Freischützen“; der Jäger Kaspar, der sich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: „Hilf, Samiel!“ Es wurde hier Mode, in komischer Bedrängnis diesen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher, der sich den Sokrates der Violinisten nennt, hat einst sogar im

Koncerte, als ihm eine Violinseite sprang, laut ausgerufen: Hilf, Samiel!"

Und Samiel hilft. Die bestürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Gesange, und lispelt: „Was fehlt Ihnen?“ Es ist pures Entzücken, ächze ich mit forciertem Lächeln. „Sie sind krank“, lispelt sie, „gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das sene Wetter und beschauen sie die sene Welt.“ Ich greife nach Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachtenden Passionsblick zu, stürze zur Thür hinaus, steige wieder in die erste, beste Droschke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich steige aus, und laufe hinein in den Thiergarten.

Ich rathe Ihnen, wenn Sie mal her kommen, so versäumen Sie nicht, an solchen schönen Vorfrühlingstagen um diese Zeit, um halb Eins, in den Thiergarten zu gehen.

Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unserer seligen Luise von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft spazieren zu gehen. Es ist eine schöne, edle, ehrfurchtgebietende Gestalt, die allen äußern Prunk verschmäh't. Er trägt fast immer einen scheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weisgemacht, der König



müsse sich oft mit dieser Kleidung etwas behelfen, weil sein Garderobemeister außer Landes wohnt und nur selten nach Berlin kommt. Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls zu dieser Zeit im Thiergarten, so wie auch den ganzen Hof und die allernobelpste Noblesse. Die fremdartigen Gesichter sind Familien auswärtiger Gesandten. Ein oder zwei Livréebediente folgen den edlen Damen in einiger Entfernung. Officiere auf den schönsten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe selten schönere Pferde gesehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergestalten. Die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch ein schönes, kräftiges Fürstengeschlecht! An diesem Stamme ist kein mißgestalteter, verwahrloster Ast. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Gesichtern, reiten dort die zwei ältern Königs söhne vorbei. Sene schöne jugendliche Gestalt, mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen, ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majestätische Frauenbild, das mit einem huntglänzenden Gefolge auf hohem Rosse vorbeifliegt, Das ist unsre — Alexandrine. Im braunen, fest anliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten,

die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen lächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus — da erklingen plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.“

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tische sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der „Jungfernkranz“ von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fistulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fährdrich zur Abwechslung in das Gesumme hineingebrüllt, aber der „Jungfernkranz“ ist permanent; wenn der Eine ihn beendet hat, fängt ihn der Andre wieder von

vorn an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der schönsten Borussin; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine La-
waise wird dich noch immer jut find“, und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daß ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise die „Katharre“ und spielt und singt die „Krawatte“ aus Tanfred: „Nach so viel Leiden“, und ich ruhe aus nach so viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und die Unglückselige singt: „Wir winden dir den Jungfernkranz —“

In wahn sinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

[Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daß die Melodie desselben wirklich schlecht sei. Im

Gegentheil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. *Mais toujours perdrix!* Sie verstehen mich. Der ganze „Freischütz“ ist vortrefflich, und verdient gewiß jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum dreißigsten Male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billette zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore. Dieses beweist hinlänglich, daß man Unrecht hatte, zu glauben: als ob diese Oper hier nur durch die antispontinische Partei gehoben worden sei. Antispontinische Partei? Ich sehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, diese sei eine politische. Der heftige Partekampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn in andern Hauptstädten sehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und parteilos schlichtend, in der Mitte steht. Aber dafür sehen wir in Berlin oft einen ergötzlicheren Partekampf, den in der Musik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier gewesen, hätten Sie es sich in der Gegenwart veranschaulichen können, wie einst in Paris der Streit der Gluckisten und Piccinisten ungefähr ausgesehen haben mag. — Aber ich sehe, ich muß hier etwas ausführlicher von der hiesigen Oper sprechen; erstens,

weil sie doch in Berlin ein Hauptgegenstand der Unterhaltung ist, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geist mancher Notizen gar nicht fassen können. Von unsern Sängern und Sängerinnen will ich hier gar nicht sprechen. Ihre Apologien sind stereotyp in allen Berliner Korrespondenzartikeln und Zeitungsrecensionen; täglich liest man: die Wilder-Hauptmann ist unübertrefflich, die Schulz ist vortrefflich, und die Seidler ist trefflich. Genug, es ist unbestritten, daß man die Oper hier auf eine erstaunliche Kunsthöhe gebracht hat, und daß sie keiner andern deutschen Oper nachzustehen braucht. Ob Dieses durch die emsige Wirksamkeit des verstorbenen Weber's geschehen ist, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausspruch seiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberruthe alle diese Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich sehr zu bezweifeln. Ich wage sogar zu glauben, daß die Leitung des großen Ritters auf einige Theile der Oper höchst nachtheilig gewirkt habe. Aber ich behaupte durchaus, daß seit der völligen Trennung der Oper vom Schauspiele und Spontini's unumschränkter Beherrschung derselben diese täglich mehr und mehr Schaden erleiden muß durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für seine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder

befreundeter Genies, und durch seine eben so natürliche Abneigung gegen die Musik solcher Komponisten, deren Geist den seinigen nicht anspricht oder dem seinigen nicht huldigt, oder gar — *horribile dictu* — mit dem seinigen wetteifert.

Ich bin zu sehr Laie im Gebiete der Tonkunst, als daß ich mein eignes Urtheil über den Werth der spontinischen Kompositionen aussprechen dürfte, und Alles, was ich hier sage, sind bloß fremde Stimmen, die im Gewoge des Tagesgesprächs besonders hörbar sind.

„Spontini ist der größte aller lebenden Komponisten. Er ist ein musikalischer Michel Angelo. Er hat in der Musik neue Bahnen gebrochen. Er hat ausgeführt, was Glück nur geahnet. Er ist ein großer Mann, er ist ein Genie, er ist ein Gott!“ So spricht die spontinische Partei, und die Wände der Palläste schallen wieder von dem unmäßigen Lobe. — Sie müssen nämlich wissen, es ist die Noblesse, die besonders von Spontini's Musik angesprochen wird und Demselben ausgezeichnete Zeichen ihrer Gunst angedeihen läßt. An diese edlen Gönner lehnt sich die wirkliche spontinische Partei, die natürlicher Weise aus einer Menge Menschen besteht, die dem vornehmen und legitimen Geschmacke blindlings huldigt, aus einer Menge Enthusiasten für das Aus-

ländische, aus einigen Komponisten, die ihre Musik gern auf die Bühne brächten, und endlich aus einer Handvoll wirklicher Verehrer.

Woraus ein Theil der Gegenpartei besteht, ist wohl leicht zu errathen. Viele sind auch dem guten Ritter gram, weil er ein Welscher ist. Andre, weil sie ihn beneiden. Wieder Andre, weil seine Musik nicht deutsch ist. Aber endlich der größte Theil sieht in seiner Musik nur Pauken- und Trompetenspektakel, schallenden Bombast und gespreizte Unnatur. Hierzu kam noch der Unwille vieler — — — — —

Jetzt, mein Lieber, können Sie sich den Lärm erklären, der diesen Sommer ganz Berlin erfüllte, als Spontini's „Olympia“ auf unsrer Bühne zuerst erschien. Haben Sie die Musik dieser Oper nicht in Hamm hören können? An Pauken und Posaunen war kein Mangel, so daß ein Witzling den Vorschlag machte, im neuen Schauspielhause die Haltbarkeit der Mauern durch die Musik dieser Oper zu probieren. Ein anderer Witzling kam eben aus der brausenden „Olympia“, hörte auf der Straße den Zapfenstreich trommeln, und rief, Athem schöpfend: „Endlich hört man doch sanfte Musik!“ Ganz Berlin witzelte über die vielen Posaunen und über den großen Elephanten in den Prachtaufzügen dieser Oper.

Die Tauben aber waren ganz entzückt von so vieler Herrlichkeit, und versicherten, das sie diese schöne dicke Musik mit den Händen fühlen konnten. Die Enthusiasten aber riefen: „Hosianna! Spontini ist selbst ein musikalischer Elephant! Er ist ein Posauenengel!“

Kurz darauf kam Karl Maria von Weber nach Berlin, sein „Freischütz“ wurde im neuen Theater aufgeführt und entzückte das Publikum. Jetzt hatte die antispontinische Partei einen festen Punkt, und am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper wurde Weber aufs herrlichste gefeiert. In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: „er jage nach edlerm Wilde, als nach Elephanten.“ Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte sehr kläglich vernehmen, und kajo-lierte Spontini und blamierte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebärdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Weber verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, reiste nach Dresden zurück, erhielt dort einen glänzenden Ruf nach Kassel, wies ihn zurück, dirigierte

wieder vor wie nach die Dresdner Oper, wird dort einem guten General ohne Soldaten verglichen, und ist jetzt nach Wien gereist, wo eine neue komische Oper von ihm gegeben werden soll. — Über den Werth des Textes und der Musik des Freischützen verweise ich Sie auf die große Recension desselben vom Professor Gubitz im „Gesellschafter“. Dieser geistreiche und scharfsinnige Kritiker hat das Verdienst, daß er der Erste war, der die romantischen Schönheiten dieser Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe am bestimmtesten voraussagte.

Weber's Äußere ist nicht sehr ansprechend. Kleine Statur, ein schlechtes Untergestell und ein langes Gesicht ohne sonderlich angenehme Züge. Aber auf diesem Gesichte liegt ganz verbreitet der sinnige Ernst, die bestimmte Sicherheit und das ruhige Wollen, das uns so bedeutsam anzieht in den Gesichtern altdeutscher Meister. Wie kontrastiert dagegen das Äußere Spontini's! Die hohe Gestalt, das tiefstehende dunkle Flammenauge, die pechschwarzen Locken, von welchen die gefurchte Stirne zur Hälfte bedeckt wird, der halb wehmüthige, halb stolze Zug um die Lippen, die brütende Wildheit dieses gelblichen Gesichtes, worin alle Leidenschaften getobt haben und noch toben, der ganze Kopf, der einem Kalabresen zu gehören scheint, und der dennoch schön und edel

genannt werden muß: — Alles läßt uns gleich den Mann erkennen, aus dessen Geiste die „Vestalin“, „Cortez“ und „Olympia“ hervorgingen.

Von den hiesigen Komponisten erwähne ich gleich nach Spontini unsern Bernhard Klein, der sich schon längst durch einige schöne Kompositionen rühmlichst bekannt gemacht hat, und dessen große Oper „Dido“ vom ganzen Publikum mit Sehnsucht erwartet wird. Diese Oper soll, nach dem Ausspruche aller Kenner, denen der Komponist Einiges daraus mittheilte, die wunderbarsten Schönheiten enthalten und ein geniales deutsches Nationalwerk sein. Klein's Musik ist ganz originell. Sie ist ganz verschieden von der Musik der oben besprochenen zwei Meister, sowie neben den Gesichtern Derselben das heitere, angenehme, lebenslustige Gesicht des gemüthlichen Rheinländers einen auffallenden Kontrast bildet. Klein ist ein Kölner und kann als der Stolz seiner Vaterstadt betrachtet werden.

G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehn. Nicht als ob ich ihn für einen so großen Komponisten hielte, sondern weil er als Komponist von Koreff's „Lucassin und Nicolette“ vom 26. Februar bis auf diese Stunde ein Gegenstand des öffentlicher Gesprächs war. Wenigstens acht Tage lang hörte man von Nichts sprechen, als von Koreff und Schneider,

und Schneider und Koreff. Hier standen geniale Dilettanten und rissen die Musik herunter; dort stand ein Haufen schlechter Poeten und schulmeisterte den Text. Was mich betrifft, so amüsierte mich diese Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunstbegabte Dichter so lieblich und kindlich schlicht entfaltete, mich ergötzte der anmuthige Kontrast vom ernstesten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichsten Bilder in loser Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte sich in mir der Geist der blühenden Romantik *). — Es ist immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umstand hinzu, daß der Musikdirektor Schneider und der Geheimrath Ritter Koreff so allgemein bekannt sind. Letztern verlieren wir bald, da er sich schon längst zu einer großen Reise ins Ausland vorbereitet. Das ist ein Verlust für unsere Stadt, da dieser Mann sich auszeichnet durch gesellige Tugenden, angenehme Persönlichkeit und Großartigkeit der Gesinnung.

Was man in Berlin singt, Das wissen Sie jetzt, und ich komme zur Frage: Was spricht man

*) Vergl. das Sonett an F. F. Koreff, Band XV.

in Berlin? — Ich habe vorsätzlich erst vom Singen gesprochen, da ich überzeugt bin, daß die Menschen erst gesungen haben, ehe sie sprechen lernten, so wie die metrische Sprache der Prosa voranging. Wirklich, ich glaube, daß Adam und Eva sich in schmelzenden Adagios Liebeserklärungen machten und in Recitativen ausschimpften. Ob Adam auch zu letztern den Takt schlug? Wahrscheinlich. Dieses Takt schlagen ist bei unserm Berliner Pöbel durch Tradition noch geblieben, obschon das Singen dabei außer Gebrauch kam. Wie die Kanarienvögel zwitscherten unsere Ureltern in den Thälern Kaschemir's. Wie haben wir uns ausgebildet! Ob die Vögel einst ebenfalls zum Sprechen gelangen werden? Die Hunde und die Schweine sind auf gutem Wege; ihr Bellen und Grunzen ist ein Übergang vom Singen zum ordentlichen Sprechen. Erstere werden reden die Sprache von *De*, die andern die Sprache von *Dui*. Die Bären sind gegen uns übrige Deutsche in der Kultur noch sehr zurückgeblieben, und obschon sie in der Tanzkunst mit uns wetteifern, so ist ihr Brummen, wenn wir es mit andern deutschen Mundarten vergleichen, durchaus noch keine Sprache zu nennen. Die Esel und die Schafe hatten es einst schon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klassische Literatur, hielten vortreffliche Reden über die reine

Eitelhaftigkeit im geschlossenen Hammelthume, über die Idee eines Schafskopfs und über die Herrlichkeit des Altböckischen. Aber wie es nach dem Kreislauf der Dinge zu geschehen pflegt, sie sind in der Kultur wieder so tief gesunken, daß sie ihre Sprache verloren, und bloß das gemüthliche „F=A“ und das kindlich fromme „Bäh“ behielten.

Wie komme ich aber vom F=A der Langohrigen und vom Bäh der Dickvolligen zu den Werken von Sir Walter Scott? Denn von Diesen muß ich jetzt sprechen, weil ganz Berlin davon spricht, weil sie der „Sungfernkranz“ der Lesewelt sind, weil man sie überall liest, bewundert, bekritlet, herunterreißt und wieder liest. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Lausjungen liest Alles die Romane des großen Schotten; besonders unsre gefühlvollen Damen. Diese legen sich nieder mit „Waverley“, stehen auf mit „Robin dem Rothem“, und haben den ganzen Tag den „Zwerg“ in den Fingern. Der Roman „Kenilworth“ hat gar besonders Furore gemacht. Da hier sehr Wenige mit vollkommener Kenntniß des Englischen gesegnet sind, so muß sich der größte Theil unserer Lesewelt mit französischen und deutschen Übersetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scott'schen Roman: „Der Pirat“ sind vier Übersetzungen

auf einmal angekündigt. Zwei davon kommen hier heraus; die der Frau von Montenglant bei Schlegel, und die des Doktor Spieker bei Duncker und Humblot. Die dritte Übersetzung ist die von Lotz in Hamburg, und die vierte wird in der Taschenausgabe der Gebr. Schumann in Zwickau enthalten sein. Daß es bei solchen Umständen an einiger Reibung nicht fehlen wird, ist vorauszusehen. Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Übersetzung des Scott'schen „Ivanhoe“ beschäftigt, und von der trefflichen Übersetzerin Byron's können wir auch eine treffliche Übersetzung Scott's erwarten. Ich glaube sogar, daß diese noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüthe der schönen Frau die frömmig heitern, unverzerrten Gestalten des freundlichen Schotten sich weit klarer abspiegeln werden, als die düstern Höllenbilder des mürrischen, herzranken Engländers. In keine schönern und zarteren Hände konnte die schöne, zarte Rebekka gerathen, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.

Auf eine ausgezeichnete Weise wurde Scott's Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feste war eine glänzende Masquerade, wo die meisten Helden der Scott'schen Romane in ihrer charakteristischen

Äußerlichkeit erschienen. Von dieser Festlichkeit und diesen Bildern sprach man hier wieder acht Tage lang. Besonders trug man sich damit herum, daß der Sohn von Walter Scott, der sich just hier befindet, als schottischer Hochländer gekleidet und, ganz wie es jenes Kostüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hosen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei diesem glänzenden Feste paradierte. Dieser junge Mensch, ein englischer Husarenofficier, wird hier sehr gefeiert und genießt hier den Ruhm seines Vaters. — Wo sind die Söhne Schiller's? Wo sind die Söhne unserer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hosen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehen? Wo sind unsre großen Dichter selbst? Still, still, Das ist eine partie honteuse.

Ich will nicht ungerecht sein und hier unerwähnt lassen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt, — der deutsche Dichter, von dem man hier am meisten spricht. Aber, Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unseres Goethe nicht das Meiste dazu beigetragen haben, daß seine äußere Stellung so glänzend ist und daß er in so hohem Maße die Affektion unserer Großen genießt? Fern sei es von mir, den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeichnen. Goethe ist ein großer

Mann in einem seidnen Rock. Am großartigsten hat er sich noch kürzlich bewiesen gegen seine kunst-sinnigen Landsleute, die ihm im edlen Weichbilde Frankfurt's ein Monument setzen wollten, und ganz Deutschland zu Geldbeiträgen aufforderten. Hier wurde über diesen Gegenstand erstaunlich viel diskutiert, und meine Wenigkeit schrieb folgendes mit Beifall beehrte Sonett:

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen;
Die Bürger Frankfurt's haben jetzt beschlossen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Messzeit wird der fremde Krämer schauen,“ —
So denken sie — „daß wir des Manns Genossen,
Daß unserm Miste solche Blum' entsprossen,
Und blindlings wird man uns im Handel trauen.“

O, laßt dem Dichter seine Lorberreifer,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

Im Windelschmutz war er euch nah, doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüslein trennt vom Sachsenhäuser!

Der große Mann machte, wie bekannt ist, allen
Diskussionen dadurch ein Ende, daß er seinen Lands-

leuten mit der Erklärung, „er sei gar kein Frankfurter“, das Frankfurter Bürgerrecht zurückschickte.

Letzteres soll seitdem — um Frankfurtsisch zu sprechen — 99 Procent im Werthe gesunken sein, und die Frankfurter Juden haben jetzt bessere Aussicht zu dieser schönen Acquisition. Aber — um wieder Frankfurtsisch zu sprechen — stehen die Rothschilde und die Bethmänner nicht längst *al pari*? Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieselbe Religion. Sein Komptoir ist seine Kirche, sein Schreibpult ist sein Betstuhl, sein Memorial ist seine Bibel, sein Waarenlager ist sein Allerheiligstes, die Börsenglocke ist seine Betglocke, sein Gold ist sein Gott, der Kredit ist sein Glauben.

Ich habe hier Gelegenheit, von zwei Neuigkeiten zu sprechen: erstens von der neuen Börsenhalle, die nach dem Vorbilde der Hamburger eingerichtet ist und vor einigen Wochen eröffnet wurde, und zweitens von dem alten, neu aufgewärmten Projekte der Judenbekehrung. Aber ich übergehe Beides, da ich in der neuen Halle noch nicht war, und die Juden ein gar zu trauriger Gegenstand sind. Ich werde freilich am Ende auf Dieselben zurückkommen müssen, wenn ich von ihrem neuen Kultus spreche, der von Berlin besonders ausgegangen ist. Ich kann es jetzt noch nicht, weil ich es immer versäumt habe, dem

neuen mosaischen Gottesdienste einmal beizuwohnen. Auch über die neue Liturgie, die schon längst in der Domkirche eingeführt und Hauptgegenstand des Stadtgespräches ist, will ich nicht schreiben, weil sonst mein Brief zu einem Buche anschwellen würde. Sie hat eine Menge Gegner. Schleiermacher nennt man als den vorzüglichsten. Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luther's sprach, und wo es nicht an verblühten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muß gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit.

Ungemeines Aufsehen erregten die heftigen Ausfälle gegen die hiesige theologische Fakultät in der Anzeige der Schrift: „Gegen die De-Wette'sche Altensammlung“ (in der Vossischen Zeitung) und in der Entgegnung auf die Erklärung der Fakultät (ebendaselbst). Als Verfasser jener Schrift nennt man allgemein Beckendorf. Aus wessen Feder jene Anzeige und Entgegnung geflossen ist, weiß man nicht genau. Einige nennen Kampz, Andere Beckendorf selbst, An-

dere Klindworth, Andere Buchholz, Andere Andere. Die Hand eines gewandten Diplomaten ist in jenen Aufsätzen nicht zu verkennen. Wie man sagt ist Schleiermacher mit einer Entgegnung beschäftigt, und es wird dem gewaltigen Sprecher leicht werden, seinen Antagonisten nieder zu reden. Dafs die theologische Fakultät auf solche Angriffe antworten muß, versteht sich von selbst, und das ganze Publikum sieht mit gespannter Erwartung dieser großen Antwort entgegen.

Man ist hier sehr gespannt auf die zwei Supplementbände zum Brockhausischen Konversationslexikon, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil sie, laut dem Inhaltsverzeichnisse der Ankündigung, die Biographien einer Menge öffentlicher Charaktere enthalten werden, die, theils in Berlin, theils im Auslande lebend, gewöhnliche Gegenstände der hiesigen Konversation sind. So eben erhalte ich die erste Lieferung von A bis Bomz (ausgegeben den 1. März 1822), und falle mit Begierde auf die Artikel: Albrecht (Geh. Kabinettsrath), Allopäus, Altenstein, Ancillon, Prinz August (v. Preußen) 2c. 2c. Unter den Namen, die unsere dortigen Freunde interessieren möchten, nenne ich: Alkum, Arndt, Begasse, Benzenberg und Beugnot, der brave Franzose, der den Bewohnern des Großherzogthums Berg, trotz seiner hasserregenden Stellung, so manche schöne Beweise eines

edeln und großen Charakters gegeben hat, und jetzt in Frankreich so wacker kämpft für Wahrheit und Recht.

Die Maßregeln gegen den Brockhausischen Ver-
lag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war
vorigen Sommer hier, und suchte seine Differenzen
mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Be-
mühungen müssen fruchtlos gewesen sein. — Brock-
haus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit.
Seine äußere Repräsentation, sein scharfblickender
Ernst und seine feste Freimüthigkeit lassen in ihm
jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und
den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buch-
händleraugen betrachtet.

Die griechischen Angelegenheiten sind hier, wie
überall, tüchtig durchgesprochen worden, und das
Griechenfeuer ist ziemlich erloschen. Die Jugend zeigte
sich am meisten enthusiastisch für Hellas; alte ver-
nünftigere Leute schüttelten die grauen Köpfe. Gar
besonders glühten und flammten die Philologen. Es
muß den Griechen sehr Viel geholfen haben, daß
sie von unsern Tyrtaen auf eine so poetische Weise
erinnert wurden an die Tage von Marathon, Sala-
mis und Plataa. Unser Professor Zeune, der, wie
der Optikus Amuel bemerkt, nicht allein eine Brille
trägt, sondern auch Brillen zu beurtheilen weiß,
hatte sich am meisten thätig gezeigt. Der Haupt-

mann Fabek, der, wie Sie aus öffentlichen Blättern ersehn hatten, von hier aus, ohne viel' Thyräische Lieder zu singen, nach Griechenland gereist ist, soll dort ganz erstaunliche Thaten verrichtet haben, und ist, um auf seinen Lorbern zu ruhen, wieder nach Deutschland zurückgekommen.

Es ist jetzt bestimmt, daß das Kleist'sche Schauspiel: „Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bei Fehrbellin“ nicht auf unserer Bühne erscheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, daß ihr Ahnherr in einer unedeln Gestalt darin erscheine. Dieses Stück ist noch immer ein Erisapfel in unsern ästhetischen Gesellschaften. Was mich betrifft, so stimme ich dafür, daß es gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist, und daß es mehr Werth hat, als all' jene Farcen und Spektakelstücke und Houwald'sche Rühreier, die man uns täglich aufstischt. „Anna Boleyn“, die Tragödie des sehr talentvollen Dichters Gehe, der sich jetzt jußt hier befindet, wird einstudiert. Herr Kellstab hat unserer Intendanz ein Trauerspiel angeboten, das den Titel führen wird: „Karl der Kühne von Burgund.“ Ob dieses Stück angenommen worden, weiß ich nicht.

Es wurde hier Viel darüber geschwätzt, als man hörte, daß bei Willmans in Frankfurt der neue

Hoffmann'sche Roman: „Meister Floh und seine Gesellen“ auf Requisition unserer Regierung konfisziert worden sei. Letztere hatte nämlich erfahren, das fünfte Kapitel dieses Romans persifflire die Kommission, welche die Untersuchung der demagogischen Umtriebe leitet. Dafs unserer Regierung an solchen Persifflagen Wenig gelegen sei, hatte sie längst bewiesen, da unter ihren Augen hier in Berlin bei Reimer der Sean Paul'sche „Komet“ mit Erlaubnis der Censur gedruckt wurde, und, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in der Vorrede zum zweiten Theile dieses Romans die Umtriebe-Untersuchungen aufs heillosste lächerlich gemacht werden. Bei unserm Hoffmann mochte man aber höheren Ortes gegründetes Recht gehabt haben, einen ähnlichen Spafs übel zu nehmen. Durch das Zutrauen des Königs war der Kammergerichtsrath Hoffmann selbst Mitglied jener Untersuchungskommission; er wenigstens durfte durch keine unzeitigen Späße das Ansehen derselben zu schwächen suchen, ohne eine tadelhafte Unziemlichkeit zu begehen. Hoffmann ist daher jetzt zur Rechenschaft gezogen worden; „Der Floh“ wird aber jetzt mit einigen Abänderungen gedruckt werden. Hoffmann ist jetzt krank und leidet an einem schlimmen Nasenübel. — In meinen nächsten Briefen schreibe ich Ihnen vielleicht mehr über diesen Schriftsteller, den

ich zu sehr liebe und verehere, um schonend von ihm zu sprechen.

Herr von Savigny wird diesen Sommer Institutionen lesen. Die Postenreißer, die vorm Brandenburger Thor ihr Wesen trieben, haben schlechte Geschäfte gemacht und sind längst abgereist. Blondin ist hier, und wird reiten und springen. Der Kopfabschneider Schuhmann erfüllt die Berliner mit Verwunderung und Entsetzen. Aber Bosko, Bosko, Bartolomeo Bosko sollten Sie sehen! Das ist ein echter Schüler Pinetti's! Der kann zerbrochene Uhren noch schneller kurieren, als der Uhrmacher Labinski, Der weiß die Karten zu mischen und Puppen tanzen zu lassen! Schade, daß der Kerl keine Theologie studiert hat. Er ist ein ehemaliger italienischer Officier, noch sehr jung, männlich, kräftig, trägt anliegende Sacke und Hosen von schwarzem Seidenzeug, und, was die Hauptsache ist, wenn er seine Künste macht, sind seine Arme fast ganz entblößt. Weibliche Augen sollen sich an letztern noch weit mehr als an feinen Kunststücken erbauen. Er ist wirklich ein netter Kerl, Das muß man gestehen, wenn man die bewegliche Figur sieht im Scheine einiger fünfzig langen Wachskerzen, die wie ein funkelnder Lichterwald vor seinem, mit seltsamen Gauklerapparaten besetzten langen Tische aufgepflanzt stehen. Er hat

seinen Schauplatz vom Jagor'schen Saale nach dem englischen Hause verlegt, und ist noch immer mit erstaunlich vielem Zuspruche gesegnet.

Ich habe gestern im Café Royal den Kammermusikus gesprochen. Er hat mir eine Menge kleiner Neuigkeiten erzählt, wovon ich die wenigsten im Gedächtnis behielt. Versteht sich, daß die meisten aus der musikalischen Chronique scandaleuse sind. Den 20. ist Prüfung bei Dr. Stöpel, der nach der Logier'schen Methode Klavierspielen und Generalbass lehrt. Graf Brühl wird von seiner Krankheit bald ganz hergestellt sein. Walter aus Karlsruhe wird noch in einer neuen Posse: „Staberle's Hochzeit," auftreten. Herr und Madame Wolf geben jetzt Gastrollen in Leipzig und Dresden. Michael Beer hat in Italien eine neue Tragödie geschrieben: „Die Bräute von Arragonien“, und von Meyerbeer wird jetzt in Mailand eine neue Oper gegeben. Spontini komponiert jetzt Koreff's „Sappho“. Mehrere Menschenfreunde wollen hier eine Anstalt für verwahrloste Knaben stiften, ähnlich der des Geheimrath Falk in Weimar. Cosmelli hat in der Schüppel'schen Buchhandlung „Harmlose Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Russlands und der Türkei“ herausgegeben, die so ganz harmlos nicht sein sollen, weil dieser originelle Kopf überall mit eignen Augen

die Dinge sieht, und das Gesehene unverblümt und freisinnig ausspricht. Die Lesebibliotheken werden von Seiten der Polizei einer Revision unterworfen, und sie müssen ihre Kataloge einliefern; alle ganz obscöne Bücher, wie die meisten Romane von Althing, A. v. Schaden u. Dgl. werden weggenommen. Letzterer, der jetzt nach Prag gereist ist, hat so eben herausgegeben: „Licht- und Schattenseiten von Berlin“, eine Broschüre, die viele Unwahrheiten enthalten soll und vielen Unwillen erregt. Der Fabrikant Fritsche hat eine neue Art Wachslichter erfunden, die ein Drittel wohlfeiler sind, als die gewöhnlichen. Auch für die nächste Ziehung der Prämien-Staatsschuldsscheine werden bedeutende Geschäfte in Pro-messen gemacht. Das Bankierhaus L. Lipke & Komp. hat allein schon beinahe 10000 Stück abgesetzt. Böttiger und Tieck werden hier erwartet. Die geistreiche Fanny Tarnow lebt jetzt hier. Die neue Berliner Monatschrift ist seit Januar eingegangen. Der General Menu Menutuli hat aus Italien das Manuscript seines Reisejournals hergeschickt an den Prof. Ideler, damit Derselbe es zum Druck befördere. Prof. Bopp, dessen Vorlesungen über das Sanskrit noch immer viel Aufsehen erregen, schreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde. Ungefähr dreißig Studenten, worunter sehr viele Polen, sind

wegen demagogischer Umtriebe arretiert worden. Schadow hat ein Modell zu einer Statue des großen Friedrich's vollendet. Der Tod des jungen Schadow in Rom hat hier viel Theilnahme erregt. Wilhelm Schadow, der Maler, lieferte neulich ein vortreffliches Bild, die Prinzessin Wilhelmine mit ihren Kindern darstellend. Wilhelm Hensel wird erst diesen Mai nach Italien reisen. Kolbe ist beschäftigt mit den Zeichnungen der Glasmalereien für das Schloß zu Marienburg. Schinkel zeichnet die Skizzen der Dekorationen zu Spontini's „Milton“. Dieses ist eine schon alte Oper in einem Akte, die hier nächstens zum ersten Mal gegeben werden soll. Der Bildhauer Tieck arbeitet am Modell der Statue des Glaubens, welche in einer von den beiden Nischen am Eingang des Doms aufgestellt wird. Rauch ist noch immer beschäftigt mit den Basreliefs zu Bülow's Statue; diese und die schon fertige Statue Scharnhorst's werden an beiden Seiten des neuen Wachthauses (zwischen dem Universitätsgebäude und dem Zeughaufe) aufgestellt. — Die ständischen Arbeiten gehn, dem äußeren Anscheine nach, rasch vorwärts. Die Notabeln von Ost- und Westpreußen werden dieser Tage von unserer Regierung entlassen, und alsdann durch die Notabeln unserer sächsischen Provinzen ersetzt werden. Die Notabeln der Rheinprovinzen,

sagt man, sollen die Letzten sein, die herberufen werden. Von den Verhandlungen der Notabeln mit der Regierung erfährt man Nichts, da sie, wie man sagt, Juramenta silentii abgelegt haben. — Unsere Differenzen mit Hessen wegen Verletzung des Territorialrechts bei dem Prinzessinraube in Bonn scheinen nicht beigelegt zu sein; es will sogar verlauten, als sei unser Gesandter am Kasseler Hofe zurückberufen. — Es wird hier ein neuer sächsischer Gesandte erwartet. Der hiesige portugiesische Gesandte, Graf Sobrau, ist jetzt definitiv von seiner Regierung entlassen; ein neuer portugiesischer Gesandte wird täglich erwartet. Unser preußischer Gesandte für Portugal, Graf von Flemming, der Nefte des Staatskanzlers, ist noch immer hier. Unsere Gesandten bei dem königl. sächsischen und bei dem großherzoglich darmstädtischen Hofe, Herr von Jordan und Baron von Otterstädt, sind ebenfalls noch hier. Ein neuer französischer Gesandte wird hier erwartet. — Von der Heirath des schwedischen Prinzen Oskar mit der schönen Fürstin Elise Radziwill wird hier Viel gesprochen. Von der Verbindung unseres Kronprinzen mit einer deutschen Fürstentochter verlautet Nichts weiter. Großen Festlichkeiten sieht man hier entgegen bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Alexandrine. Spontini komponiert zu diesen Fest-

lichkeiten: „Das Rosenfest in Kaschemir“, worin zwei Elephanten erscheinen. — Die Assembléen bei den Ministern sind jetzt geschlossen; die einzigen, die noch fortdauern, sind die, welche Dienstags bei dem Fürsten Wittgenstein stattfinden. Unser Staatskanzler befindet sich jetzt ganz hergestellt und ist theils hier, theils in Gliencke. — Zur Ostermesse erscheinen: „Zahrbücher der königl. preuß. Universitäten“. Der Bibliothekar Spieker giebt das Festspiel: „Kalla Kookh“ heraus. — Der Riese, der auf der Königstraße zu sehen war, ist jetzt auf der Pfaueninsel. — Devrient ist noch immer nicht ganz hergestellt. Voucher und seine Frau geben jetzt Konzerte in Wien. Maria von Weber's neue Opern heißen: „Coryranthe“, Text von Helmine von Chezy, und: „Die beiden Pintos“, Text von Hofrath Winkler. Bernhard Romberg ist hier.

Ach Gott! es ist eine schlimme Sache mit Notizenschreiben. Die wichtigsten darf man oft nicht mittheilen, wenn man sie nicht verbürgen kann. Kleine Klatschereien darf man ebenfalls nicht schreiben; erstens, weil sie oft zu tief in Familienverhältnisse eingreifen, und zweitens und hauptsächlich, weil die, welche in Berlin am amüsantesten sind, oft in der Provinz langweilig und läppisch klingen. Um des lieben Himmels willen, was interessiert es die Damen in Dülmen, wenn ich erzähle, daß jene

Tänzerin jetzt im Dualis sprechen könnte, und jener Lieutenant auffallend falsche Waden und Lenden trägt? Was kümmert's diese Damen, ob ich in jener Tänzerin eine oder zwei Personen annehme, und ob ich jenen Lieutenant aus zwei Drittel Watte und ein Drittel Fleisch, oder aus zwei Drittel Fleisch und ein Drittel Watte bestehen lasse? Was soll man endlich Notizen über Menschen schreiben, von denen man gar keine Notiz nehmen sollte?]

Wie man diesen Winter hier lebte, läßt sich von selbst errathen. Das bedarf keiner besonderen Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Residenz dieselben sind. Oper, Theater, Concerte, Affenbléen, Bälle, Thés (sowohl dansant als médisant), kleine Masqueraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten u. s. w., Das sind wohl unsre vorzüglichsten Abendunterhaltungen im Winter. Es ist hier ungemein viel geselliges Leben, aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleiner Kreise, die sich immer mehr zusammen zu ziehen, als auszubreiten suchen. Man betrachte nur die verschiedenen Bälle hier; man sollte glauben, Berlin bestände aus lauter Innungen. Der Hof und die Minister, das diplomatische Korps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere &c. &c., Alle geben sie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreise gehö-

riges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Gesandten sind die Assembléen eigentlich große Thés, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluß von Gästen ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klasse streben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa derselbe Ton, oder vielmehr, sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsre hiesigen Bälle nichts Charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Seconde-Lieutenant und ein mit Läppchen und Gesflitter mosaikartig aufgepuztes Kommissbrot-Fräulein sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastieren mit dem angeschnallten, steifen Hofsothurn.

[Einen einzigen, allen Ständen gemeinsamen Ball giebt es hier seit einiger Zeit, nämlich die Subscriptionsbälle, oder die scherzhaft „unmaskierte Maske-
raden“ genannten Bälle im Konzertsale des neuen Schauspielhauses. Der König und der Hof beehren dieselben mit ihrer Gegenwart, Letzterer eröffnet sie

gewöhnlich, und für ein geringes Entrée kann jeder anständige Mensch daran Theil nehmen. Über diese Bälle und die Hoffestlichkeiten spricht sehr schön die geist- und gemüthreiche Baronin Karoline Fouqué in ihren Briefen über Berlin, die ich wegen der Tiefe der Anschauung, die darin herrscht, Ihnen nicht genug empfehlen kann. Dieses Jahr fielen die Subskriptionsbälle nicht so glänzend aus, wie voriges Jahr, da sie damals noch den Reiz der Neuheit hatten. Die Bälle der großen Staatsbeamten hingegen waren diesen Winter besonders brillant. Meine Wohnung liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhôtels, und ich habe deshalb oft des Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengerassel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße gesperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonierten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwischen herumliefen, und aus den Bel-Stagefenstern des Hôtels, wo die Musik rauschte, gossen krystallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht.]

Wenig Schnee und folglich auch fast gar kein Schlittengeklingel und Peitschengeknall hatten wir dieses Jahr. Wie in allen [großen] protestantischen Städten, spielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher ist Alles

beschäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeschenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quinfaillerie-Handlungen haben ihre schönsten Artikel — wie unsere Stutzer ihre gelehrten Kenntnisse — leuchtend ausgestellt; auf dem Schlossplatze stehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltungs- und Spielsachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern wie Schmetterlinge von Laden zu Laden, und kaufen, und schwätzen, und ängeln, und zeigen ihren Geschmack, und zeigen sich selber den lauschenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erst recht los; dann sieht man unsere Holden oft mit der ganzen respektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schwesterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Passionsstationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Kourantgroschen Entrée, und besehen sich con amore die „Ausstellung“, eine Menge Zucker- oder Dragée-Puppen, die, harmonisch neben einander aufgestellt, rings beleuchtet und von vier perspektivisch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübsches Gemälde bilden. Der Hauptwitz ist nun, daß diese Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Personen vorstellen.

[Ich habe eine Menge dieser Konditorladen mit durchgewandert, da ich nichts Ergötzlicheres keine,

als unbemerkt zuzuschauen, wie sich die Berlinerinnen freuen, wie diese gefühlvollen Busen vor Entzücken stürmisch wallen, und wie diese naiven Seelen himmelhoch aufjauchzen: „Ne, Des ist schene!“ Bei Fuchs waren in der heurigen Ausstellung Bilder aus „Lalla Rookh“, wie man sie vorig Jahr auf dem bekannten Hoffeste im Schlosse sah. Es war mir unmöglich, von dieser Herrlichkeit bei Fuchs Etwas zu sehen, da die holden Damenköpfchen eine undurchdringliche Mauer bildeten vor dem viereckigen Zuckergemälde. Ich will Sie nicht langweilen, mein Lieber, mit der Beurtheilung der Ausstellung bei allen Konditoren; der Kriegs Rath Karl Mächler, der, wie man sagt, Berliner Korrespondent in der „Eleganten Welt“ ist, hat bereits in diesem Blatte eine solche Recension geliefert.

Von den Redouten im Jagor'schen Saale läßt sich nichts Erhebliches sagen, außer daß bei denselben die schöne Einrichtung getroffen ist: daß es Jedem, der sich dort zu Tode zu ennuiieren fürchtet, ganz unverwehrt bleibt, sich wieder zu entfernen.]

Die Redouten im Opernhause sind sehr herrlich und großartig. Wenn Dergleichen gegeben werden, ist das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und Das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Diese

brennenden Kreise sehen fast aus wie Sonnensysteme, die man in astronomischen Compendien abgebildet findet, sie überraschen und verwirren das Auge des Hinauffchauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntscheckige, funkelnde Menschenmenge, die, fast die Musik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muß hier in einem Maskenanzuge erscheinen, und Niemanden ist es erlaubt, unten im großen Tanzsaale die Maske vom Gesicht zu nehmen. Ich weiß nicht, in welchen Städten Dieses auch der Fall wäre. Nur in den Gängen und in den Logen des ersten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedere Volksklasse bezahlt ein kleines Entrée, und kann von der Galerie aus auf all diese Herrlichkeit herabschauen. In der großen königlichen Loge sieht man den Hof, größtentheils unmaskiert; dann und wann steigen Glieder desselben in den Saal hinunter und mischen sich in die rauschende Maskenmenge. [Diese besteht aus Menschen von allen Ständen. Schwer ist hier zu unterscheiden, ob der Kerl ein Graf oder ein Schneidergesell ist; an der äußern Repräsentation würde Dieses wohl zu erkennen sein, nimmermehr an dem Anzuge.] Fast alle Männer tragen hier nur einfache seidene Dominos und lange Klapphüte. Dieses läßt

sich leicht aus dem großstädtischen Egoismus erklären. Jeder will sich hier amüsieren und nicht als Charaktermaske Andern zum Amusement dienen. Die Damen sind aus demselben Grunde ganz einfach maskiert, meistens als Fledermäuse. Eine Menge Femmes entretenues und Priesterinnen der ordinären Venus sieht man in dieser Gestalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. „Ich kenne dir“, flüstert dort eine solche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch“, ist die Antwort. „Je te connais, beau masque“, ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüßlinge entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose“, entgegnet der Bösewicht ganz laut, und die blamierte Donna verschwindet wie ein Wind.

Aber was ist daran gelegen, wer unter der Maske steckt? Man will sich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menschen. Und Mensch ist man erst recht auf dem Maskenballe, wo die wächserne Farbe unsre gewöhnliche Fleischfarbe bedeckt, wo das schlichte Du die urgesellschaftliche Vertraulichkeit herstellt, wo ein alle Ansprüche verhüllender Domino die schönste Gleichheit hervorbringt, und wo die schönste Freiheit herrscht — Maskenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchst Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten er-

schmettern, und liebliche Flöten- und Geigenstimmen lockend dazwischen tönen, dann stürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die tosende, buntbeleuchtete Menschenfluth, und tanze, und renne, und scherze, und necke Seden, und lache, und schwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich besonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, und wäre mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm gesagt: „Morgen wollen wir uns schießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküssen.“ Die reinste Lustigkeit ist die Liebe, Gott ist die Liebe, Gott ist die reinste Lustigkeit! „Tu es beau! tu es charmant! tu es l’objet de ma flamme! je t’adore, ma belle!“ Das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübsch den Hut ab; und alle Menschen waren auch so höflich gegen mich. Nur ein deutscher Jüngling wurde grob, und schimpfte über mein Nachhassen des welschen Babelthums, und donnerte im urteutonischen Bierbass: „Auf einer teutschen Mummerei soll der Deutsche Deutsch sprechen!“ O deutscher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte sündlich und läppisch in solchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaßt, wo ich Russen und Türken

jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend
hinsinken möchte an die Bruderbrust des gefesselten
Afrikaners! Ich liebe Deutschland und die Deut-
schen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des
übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzigmal
größer ist, als die der Deutschen. Die Liebe giebt
dem Menschen seinen Werth. Gottlob! ich bin also
vierzigmal mehr werth, als Sene, die sich nicht aus dem
Sumpfe der Nationalselfstsucht hervorwinden können,
und die nur Deutschland und Deutsche lieben.

Dritter Brief.

Berlin, den 7. Juni 1822. *)

Ich habe eben meinen Galarock, schwarzseidene Hosen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichst:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg=Schwerin.

[Die ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten selbst lasen Sie gewiß schon in der Bossischen oder Haude= und Spener'schen Zeitung, und was ich darüber zu sagen habe, wird also sehr Wenig sein. Es hat aber auch noch einen andern wichtigen Grund, warum ich sehr Wenig darüber

*) Bei dem späteren Abdruck in der ersten Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder“ ist dieser Brief vom 8. Mai 1822 datiert.

sage, und Das ist: weil ich wirklich Wenig davon gesehen. Da ich oft mehr den Geist als die Notiz referiere, so hat Das so sehr Viel nicht zu bedeuten. Ich hatte mich auch nicht genug vorbereitet, sehr viele Notizen einzusammeln. Es war freilich schon sehr lange vorher bestimmt, daß am 25. die Vermählung jener hohen Personen stattfinden sollte. Aber] man trug sich damit herum, daß solche noch etwas länger aufgeschoben werde, und wahrhaftig, Freitag (den 24.) wollte ich es noch nicht recht glauben, daß schon am andern Tage die Trauung stattfände. Es ging Manchem so. Sonnabendmorgen war es nicht sehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Gesichtern lag Eilfertigkeit und geheimnisvolle Erwartung. Herumlaufende Bedienten, Friseure, Schachteln, Putzmacherinnen u. s. w. Ein schöner Tag, nicht sehr schwül; aber die Menschen schwitzten. Gegen sechs Uhr begann das Wagengerassel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamter und kein Officier — folglich bin ich nicht kourfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schlosse selbst nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schloßhof, um mir wenigstens das ganze kourfähige Personal zu beschauen. Ich habe nie so viel prächtige Equipagen beisammen gesehen. Die Bedienten hatten ihre besten Livréen an, und

in ihren schreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hosen mit weißen Strümpfen sahen sie aus wie holländische Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber auf dem Leibe, als das ganze Hauspersonal des Bürgermeisters von Nordamerika. Aber dem Kutscher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, diese Blume der Kutscher auf ihrem Bocke paradieren zu sehen, ist schon allein werth, daß man deshalb nach Berlin reist. Was ist Salomo in seiner Königspracht, was ist Harun-al-Raschid in seinem Kalifenschmuck, ja was ist der Triumph-Elephant in der „Olympia“ gegen die Herrlichkeit dieses Herrlichen! An minder festlichen Tagen imponiert er schon hinlänglich durch seine echt chinesische Porzellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen seines gepuderten, schwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünschelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit seiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoisinrothes Kleid, das halb Frack, halb Überrock war, Hosen von derselben Farbe, Alles mit breiten goldenen Treppen besetzt. Sein edles Haupt, freideweiß gepudert und mit einem unmenschlich großen schwarzen Haarbeutel geziert, war von einem schwarzen Sammtkappchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weise waren die vier Be-

dienten gekleidet, die hinten auf dem Wagen standen, sich mit brüderlicher Umschlingung Einer an dem Andern festhielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrscherwürde im Antlitze, Er dirigierte die sechsspännige Staatskarosse, zerrend zog er die Zügel,

„und rasch hinslogen die Kasse.“

Es war ein furchtbares Menschengewühl auf dem Schloßhofe. Das muß man sagen, die Berlinerinnen sind nicht neugierig. Die zartesten Mägdelein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daß ich keine schwangere Frau bin. Ich quetschte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich ins Portal des Schlosses. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen schwarzen Rock trug, und weil er mir es wohl ansah, daß die Fenster meines Logis mit rothseidenen Gardinen behangen sind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen aussteigen sehen, und mich amüsierten recht sehr die vornehmen Hofkleider und Hofgesichter. Erstere kann ich nicht beschreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, letztere will ich nicht beschreiben, aus stadtvogteilichen Gründen. Zwei hübsche Berliner-

rinnen, die neben mir standen, bewunderten mit Enthusiasmus die schönen Diamanten und Goldstickereien und Blumen und Gaze und Atlasse und langen Schleppen und Frisuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die schönen Augen dieser schönen Bewunderinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten Jemand freundschaftlich auf die Achsel schlug, und mir das rothbäckige Gesichtlein des Kammermusici entgegenleuchtete. Er war in ganz besonderer Bewegung und hüpfte wie ein Laubfrosch. „Carissime“, quäkte er, „sehen Sie dort die schöne Komtesse? Cypressenwuchs, Hyacinthenlocken, der Mund ist Ros' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau ist eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwischen zwei Blättern Löschpapier gepresst wird, steht sie da zwischen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der solche Blumen statt Disteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er sei kein Esel, mußte heute zu Hause bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sopha, ich habe ihn unterhalten müssen, wir schwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge ist mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen, und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln“ — Bei diesen Worten zog sich um die Mundwinkel des Kammermusici ein sauerhöfliches Lächeln, das er mit dem

feinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „Die Liturgie! die Liturgie! sie wird auf den Flügeln des rothen Adlers dritter Klasse von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen, jusqu' à la tour de Notre Dame! Doch laßt uns etwas Vernünftiges sprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetschtes, eingemachtes Gesichtchen, ein feines Köpfchen mit weichen baumwollenen Gedanken, buntgestickte Weste, Galanteriedegen, weißseidene, lächelnde Beinchen, und er parliert Französisch, und wenn man es ins Deutsche übersetzt, ist es eine Dummheit — Dagegen der Andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel stürmen will! ich wette, er hat so viel Verstand wie der Apoll von Belvedere —“ Um den Raisonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber stand und seinen neuen altdeutschen Rock angezogen hatte. Kirschbraun wurde jetzt das Gesicht des Kammermusici, und er fletschte mit den Zähnen: „O Sankt Marat! so ein Lump will den Freiheitshelden spielen! O Danton, Callot d'Herbois, Robespierre —“ Vergebens trällerte ich das Liedchen:

Eine feste Burg, o lieber Gott,
Ist Spandau, u. s. w. *

Vergebens, ich hatte das Ding noch verschlimmert, der Mensch gerieth jetzt in seine alten Revolutionsgeschichten, und schwatzte von Nichts als Guillotinen, Laternen, Septembrifizieren, bis mir zu meinem Glücke seine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich sagte ihm: Wissen Sie auch, daß gleich im Lustgarten zwölf Kanonen losgeschossen werden? Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, und verschwunden war der Kammermusikus.

Ich wischte mir den Angstschweiß aus dem Gesichte, als ich den Kerl vom Halse hatte, sah noch die letzten Aussteigenden, machte meinen schönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln accompagnierte Verbeugung, und begab mich nach dem Lustgarten. Da standen wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeschossen werden sollten in dem Augenblicke, wo das fürstliche Brautpaar die Ringe wechseln würde. An einem Fenster des Schlosses stand ein Officier, der den Kanonieren im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern geben sollte. Hier hatten sich eine Menge Menschen versammelt. Auf ihren Gesichtern waren ganz eigne, fast sich widersprechende Gedanken zu lesen.

Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, daß sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und

Prinzessinnen sind hier ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den geringsten Bürgerhäusern. Ein echter Berliner wird auch nie anders sprechen, als „unsre“ Charlotte, „unsre“ Alexandrine, „unser“ Prinz Karl u. s. w. [Der Berliner lebt gleichsam in die königliche Familie hinein, alle Glieder derselben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den besondern Charakter eines Jeden, und ist immer entzückt, neue schöne Seiten desselben zu bemerken. So wissen die Berliner zum Beispiel, daß der Kronprinz sehr witzig ist, und deshalb kursorfirt jeder gute Einfall gleich unter dem Namen des Kronprinzen, und einem Herkules mit der schlagenden Witzkeule werden die Witze aller übrigen Herkulesse zugeschrieben.]

Sie können sich also vorstellen, wie sehr hier die schöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt sein muß; und aus dieser Liebe können Sie sich auch den Widerspruch erklären, der auf den Gesichtern der Berliner lag, als sie erwartungsvoll nach den hohen Schloßfenstern sahen, wo unsre Alexandrine vermählt wurde. Verdruss durften sie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzessin. Recht freuen konnten sie sich auch nicht; denn sie verloren Dieselbe. Neben mir stand ein Mütterchen, auf dessen Gesicht zu lesen war: „Jetzt habe ich sie freilich verheirathet, aber sie verläßt mich jetzt.“ Auf dem Gesichte meines

jugendlichen Nachbars stand: „Als Herzogin von Mecklenburg ist sie doch nicht so Viel, wie sie als Königin aller Herzen war.“ Auf den rothen Lippen einer hübschen Brünette las ich: „Ach, wär' ich schon so weit!“ — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zusammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfswolken erhoben sich, die Jungen schrieten, die Leute trabten nach Hause, und die Sonne ging blutroth unter hinter Monbijou.

[Besonders lärmig waren die Vermählungsfeierlichkeiten nicht. Den Morgen nach der Trauung wohnten die hohen Neuvermählten dem Gottesdienste in der Domkirche bei. Sie fuhren in der achtspännigen goldnen Kutsche mit großen Glasfenstern, und wurden von einer gewaltigen Menschenmenge bestaunt. Wenn ich nicht irre, trugen die obigen Bedienten an diesem Tage keine Haarbeutel. Des Abends war Gratulationskour, und hierauf Polonaisenball im weißen Saale. Den 27. war Mittagstafel im Ritter-saale, und des Abends verfügten sich die hohen und höchsten Personen nach dem Opernhause, wo die von Spontini zu diesem Feste eigens komponierte Oper: „Nurmahal, oder das Rosenfest im Kaschemir“ gegeben wurde. Es kostete den meisten Leuten viele Mühe, Billette zu dieser Oper zu erlangen. Ich bekam eins geschenkt; aber ich ging doch nicht hin.

Ich hätte es zwar thun sollen, um Ihnen darüber zu referieren. Aber glauben Sie, daß ich mich für meine Korrespondenz aufopfern soll? Mit Grausen denke ich noch an die „Olympia“, der ich kürzlich aus einem besondern Grunde nochmals beiwohnen mußte, und die mich mit fast zerschlagenen Gliedern entließ. Ich bin aber zum Kammermusikus gegangen, und fragte ihn, was an der Oper sei? Der antwortete: „Das Beste dran ist, daß kein Schuß drin vorkömmt.“ Doch kann ich mich hierin auf den Kammermusikus nicht verlassen; denn erstens komponiert er auch, und nach seiner Meinung besser als Spontini, und zweitens hat man ihm weisgemacht, daß Letzterer eine Oper mit obligaten Kanonen schreiben wolle. Man spricht aber überhaupt nicht viel Gutes von der „Nurmahal“. Ein Meisterstück kann sie nicht sein. Spontini hat viele Musikstücke seiner ältern Oper hineingeflickt. Dadurch enthält diese Oper freilich sehr gute Stellen, aber das Ganze hat ein zusammengestoppeltes Ansehen, und entbehrt jene Konsequenz und Einheit, die das Hauptverdienst der übrigen Spontini'schen Opern ist. — Die hohen Neuvermählten wurden mit allgemeinem Aufjauchzen empfangen. Die Pracht, die in diesem Stücke eingewebt ist, soll unvergleichlich sein. Der Dekorationsmaler und der Theaterschneider haben sich selbst

übertroffen. Der Theaterdichter hat die Verse gemacht, folglich müssen sie gut sein. Elephanten sind keine zum Vorschein gekommen. Die „Staatszeitung“ vom 4. Juni rügt einen Artikel der „Magdeburger Zeitung“, worin stand, daß zwei Elephanten in der neuen Oper erscheinen sollten, und bemerkt mit Shakespeare'schem Witze: „Diese Elephanten sollen sich vorgeblich noch in Magdeburg verhalten.“ Hat die „Magdeb. Zeitung“ diese Notiz aus meinem zweiten Briefe geschöpft, so bedaure ich mit tiefem Seelenschmerz, daß ich Unglücklicher ihr diesen Witzblick zugezogen. Ich widerrufe, und zwar mit so de- und wehmüthiger Gebärde, daß die „Staatszeitung“ Thränen der Rührung weinen soll. Überhaupt erkläre ich ein- für allemal, daß ich bereit bin, Alles zu widerrufen, was man von mir verlangt; nur darf es mir nicht viele Mühe kosten. Daß zwei Elephanten im „Rosensfeste“ vorkommen würden, hatte ich wirklich selbst gehört. Nachher sagte man mir, es wären nur zwei Kamele, später hieß es, zwei Studenten kämen drin vor, und endlich sollten es Unschuldengel sein. — Den 28. war Freiredoute. Schon um halb Neun fuhren Masken nach dem Opernhause. — Ich habe im vorigen Briefe eine hiesige Redoute beschrieben. Sie unterschied sich diesmal nur dadurch, daß keine schwarze Dominos

zugelassen wurden, daß alle Anwesende in Schuhen waren, daß man sich um ein Uhr im Saale demaskieren konnte, und daß die Einlaßbillette und Erfrischungen gratis gegeben wurden. Letzteres war wohl die Hauptsache. Wenn ich nicht den festen Glauben in der Brust trüge, daß die Berliner Muster von Bildung und feinem Betragen sind, und mit Recht auf die Ungeschliffenheit meiner Landsleute verächtlich herabschauen; wenn ich mich nicht bei vielen Gelegenheiten überzeugt hätte, daß der poverste Berliner es im anständigen Hungerleiden sehr weit gebracht hat, und meisterhaft darauf eingeübt ist, den schreienden Magen in die Formen vornehmer Konvenienz einzuzwängen: so hätte ich von den Leuten hier sehr leicht eine ungünstige Meinung fassen können, als ich bei dieser Freiredoute sah, wie sie das Büffett sechs Mann hoch umdrängten, sich Glas nach Glas in den Schlund gossen, sich den Magen mit Kuchen anstopften, und das Alles mit einer ungraciösen Gefräßigkeit und heroischen Beharrlichkeit, daß es einem ordentlichen Menschenkinde fast unmöglich war, jene Büffettphalanx zu durchbrechen, um bei der Schwüle, die im Saale herrschte, mit einem Glase Limonade die Zunge zu kühlen. Der König und der ganze Hof waren auf dieser Redoute. Der Anblick der Neuvermählten

entzückt alle Anwesende. Sie glänzte mehr durch ihre Liebenswürdigkeit, als durch ihren reichen Diamantenschmuck. Unser König trug ein bläulich-dunkles Domino. Die Prinzen trugen meistens altspanische und ritterliche Tracht.

Ich habe längst bemerkt, daß über die Rangordnung, womit ich Ihnen die hiesigen Begebnisse melde, bloß meine Laune entscheidet, und nicht die Anciennetät. Wollte ich letzterer folgen, so hätte ich meinen Brief mit Geheimrath Heim's Jubiläum anfangen müssen. Aus den Zeitungen werden Sie hinlänglich erfahren haben, wie man hier diesen verdienten Arzt gefeiert. Zwei ganze Tage sprach man davon in Berlin, Das will Viel sagen. Überall hörte man Anekdoten aus Heim's Leben erzählen, von denen einige höchst ergötzlich sind. Die drolligste derselben schien mir die Art, wie er seinen Kutscher mystificiert, als ihm derselbe einstmals erklärte, er habe ihn jetzt so lange Zeit schon herumgefahren, er wünsche jetzt auch Arzt zu werden und das Kurieren zu lernen. Mehrere andere Dienstjubiläen fanden ebenfalls statt, und bei Sagor sprangen die Stöpsel der Champagnerflaschen. Überhaupt, ehe man sich Dessen versieht, haben die Leute hier 50 Jahre abgedient. Das thut das Klima. — Auch eine Dienstmagd hat ihr Jubiläum gehalten, und in der „Ele-

ganten“ ist zu lesen, wie die Jubelmagd gefeiert und besungen wurde. Sogar eine Matrone aus der Unschuldsgasse hat, wie ich gestern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Rosen und Lilien bekränzt; ein gefühlvoller Porte-épée-Jüngling überreichte ihr ein Kraftsonett, ganz im Geiste der gewöhnlichen Jubelpoesie, worin Liebe, Triebe, riebe, schiebe sich reimten, und zwölf Jungfrauen sangen:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?“ 2c. 2c.

Sie sehen, Theodor Körner's Gedichte werden noch immer gesungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden, daß es ein besonderes Glück war, daß Anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden, und nicht lesen konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns gute Deutsche so sehr enthiusiasmirten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamirt und gesungen in jenen gemüthlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert; und wie der greise Schimmel des großen Friedrich's wieder jugendlich sich bäumte und das ganze Manöver machte, wenn er

eine Trompete hörte, so steigt das Hochgefühl mancher Berliner in, wenn sie ein Körner'sches Lied hört; sie legt die Hand graciöse auf den Busen, quietscht einen bodenlosen Wonneseufzer, erhebt sich muthig wie Johanna von Montfaucon, und spricht: „Ich bin eine deutsche Jungfrau.“

Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an wegen des bittern, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andern Leuten theuer sind und theuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmuth ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breit-schwanzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Arm-seligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschthume kokettieren; und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopf zu reißen, und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermuthete.

Vom Schauspiel will ich Ihnen auch diesmal Wenig schreiben. Der Komiker Walter hat hier einigen Beifall gehabt; was mich betrifft, so kann ich

seinen Humor nicht goutieren. Dagegen hat mich Lebrun aus Hamburg, der hier vor Kurzem einige Gastrollen gab, wahrhaft entzückt. Er ist einer unserer besten deutschen Komiker, unübertrefflich in jovialen Rollen, und verdient ganz jenen Beifall, den ihm hier alle Kenner zollten. Karl August Lebrun ist ganz wie zum Schauspieler geboren, die Natur hat ihn mit allen Talenten, die zu diesem Stande gehören, in vollem Maße ausgerüstet, und die Kunst hat dieselben ausgebildet. Aber was soll ich von der Neumann sagen, die alle Berliner bezaubert, und sogar die Recensenten? Was nicht Alles ein schönes Gesicht thut! Es ist ein Glück, daß ich kurz-sichtig bin, sonst hätte diese Circe mich eben so in ein graues Thierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieser Unglückliche hat jetzt so lange Ohren, daß das eine in der „Bosßischen Zeitung“ und das andre in der Haude- und Spener'schen zum Vorschein kommt. Einige Jünglinge hat diese Dame schon toll gemacht; einer Derselben ist schon wasserscheu und macht keine Verse mehr. Jeder fühlt sich glücklich, wenn er der schönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnasiast hat sich in Dieselbe platonisch verliebt, und hat ihr eine kalligraphische Probe seiner Handschrift zugeschickt. Ihr Mann ist auch Schauspieler, und glänzte wie Glanzleinen in

„Kabeljau und Hiebe“. Die gute Frau muß gewiß vom vielen Zuspruch ihrer Bewunderer belästigt werden. Man erzählt, ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all' den Menschen, die jeden Augenblick sein Zimmer aufgerissen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?“ und er habe endlich auf seine Thüre schreiben lassen: „Hier wohnt Madame Neumann nicht.“

Man hat sogar die schöne Frau in Eisen gegossen, und verkauft kleine eiserne Medaillen, worauf ihr Bildnis geprägt ist. Ich sage Ihnen, der Enthusiasmus für die Neumann grassirt hier wie eine Viehseuche. Während ich diese Zeilen schreibe, fühle ich selbst keine Einflüsse. Mir klingen noch die begeisterten Worte in die Ohren, womit gestern ein Graukopf von ihr sprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helena's nicht stärker schildern, als indem er zeigt, wie Greise bei ihrem Anblick in Entzücken geriethen. Sehr viele Mediciner machen ebenfalls der schönen Frau den Hof, und man nennt sie hier scherzweise die „Medicinische Venus“. Aber was brauche ich so Viel zu erzählen, Sie haben ja gewiß unsere Theaterkritiken genau gelesen und bemerkt, wie sich ordentlich ein Metrum darin bewegt, und zwar das der Sapphischen Ode an die Venus. Ja, sie ist eine Venus, oder, wie ein Alto-

naer Kaufmann sagte, eine Benuffin. Nur der vermaledeite Sezer wirft zuweilen einen Wespenstachel in die Schale hymettischen Honigs, die der fromme Recensent unserer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt (der Titel dieses Blattes ist Ironie) berichtet folgenden Druckfehler: In der Recension über das Gastspiel der Mad. Neumann Nr. 63 der „Spener'schen Zeitung“ vom 25. Mai muß Zeile 26 statt „von leicht bewegtem Minnespiel“ „von leicht bewegtem Wienenspiel“ gelesen werden.

— Gestern spielte die schöne Frau in Claren's neuem Lustspiele: „Der Bräutigam aus Mexiko“. In diesem Stücke gaukelt auf eine höchst anmuthige Weise eine leichte, originelle, fast märchenhafte Heiterkeit, die jeden Freund froher Laune ansprechen muß. Dieses Stück hat auch Vielen gefallen, so wie überhaupt Alles, was aus der Feder dieses Schriftstellers kömmt, hier erstaunlichen Beifall findet. Seine Schriften haben viele Gegner, aber sie erleben eine Auflage nach der andern.

Auf dem Alexanderplaz wird ein Volkstheater errichtet. Ein Mann, der Cerf heißt, hatte ein Privilegium dazu erlangt, ist aber davon abgetreten, und bekömmt ein Abtrittsgeld von 3000 Thalern jährlich. Der ehemalige Schauspieler Bethmann hat die Leitung übernommen. Wie ich höre, ist dem

Professor Gubitz die Direction des poetischen Theils dieses Theaters angeboten worden. Es wäre zu wünschen, daß sich Derselbe diesem Geschäfte unterzöge, da er die Bühne und ihre Ökonomie ganz genau kennt, zu gleicher Zeit berühmt ist als Theaterdichter, Kritiker und Meister der zeichnenden Künste, und in dieser Vielseitigkeit alles Das verbindet, was zu einer solchen Direktion nothwendig wäre. Aber man zweifelt, daß er sie annehmen wird, da die Redaktion des „Gesellschafers“, für den er ganz liebt und lebt, ihn zu sehr beschäftigt. Letzteres Blatt hat großen Absatz, ich glaube über 1500 Exemplare, wird hier mit erstaunlich großem Interesse gelesen, und kann wohl das gehaltreichste und beste in ganz Deutschland genannt werden. Gubitz redigiert es mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die oft an Ängstlichkeit grenzt. Nämlich in seiner Liebe für Korrektheit und Decenz ist er fast zu streng. Doch denken Sie sich hier keinen Pedanten. Es ist ein Mann in seinen besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthusiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitre, anacreontische Geist, der in seinen Poesien so charakteristisch hervortritt. — Wir haben hier vor Kurzem noch eine Wochenschrift bekommen, die, in der Volkssphäre sich bewegend, vom Lieutenant Veithold, der

kürzlich seine Reise nach Brasilien herausgegeben, redigiert wird, „Kuriositäten und Karitäten“ betitelt ist, und ein naives Motto führt. „Der Beobachter an der Spree“ und „Der märkische Bote“ sind hier die besten Volksblätter. Letzteres ist mehr für die gebildete Klasse. Ich fand mit Verwunderung, daß ein Theil meines zweiten Briefes aus dem „Anzeiger“ darin nochmals abgedruckt war. Ich bin zwar empfindlich für diese Ehre und für das beigefügte Lob, aber ich wäre schier in groß Malheur dadurch gekommen, wenn nicht die hiesige galante Censur Das gestrichen hätte, was ich von den Berlinerinnen gesagt. Wenn diese Engel Letzteres gelesen hätten, wären mir die Blumenkörbchen schockweise an den Kopf geflogen. Doch hätte ich mich auch in diesem Falle nicht nach der Hundebücke verfügt; das schöne Fräulein Fortuna hat mir längst einen so großen eisernen Korb gegeben, daß ich ihn kaum füllen könnte mit den Körbchen aller Damen der Spreestadt. — Eine Schlange, und zwar eine höchst seltene, ist jetzt für acht Groschen zu sehen, No. 24 unter den Linden. Ich bemerke Ihnen bei dieser Gelegenheit, daß ich dort ausgezogen bin. Blondin mit seiner Gesellschaft giebt vor dem Brandenburger Thore noch immer seine hübschen und vielbesuchten Vorstellungen in der edleren Reitskunst. Er läßt Columbus in

Otsheti landen. — Bosko hat endlich auch seine vorletzten, letzten und allerletzten Vorstellungen beendet, und hat auch einige für die Armen gegeben. Man sagt, er ahmte Boucher nach; Das ist aber nicht wahr, Boucher hat ihn, den Jongleur, nachgeahmt. Die Statuen von Bülow und Scharnhorst werden dieser Tage an beiden Seiten der neuen Wache aufgestellt. Sie sind jetzt in Rauch's Atelier zu sehen. Ich habe sie dort schon früher in Augenschein genommen und fand sie schön. Blücher's Bildsäule von Rauch, die in Breslau aufgestellt werden soll, ist jetzt dahin abgegangen. — Die neue Börsehalle habe ich gesehn. Sie ist herrlich eingerichtet. Eine Menge geräumiger, prächtig decorirter Zimmer, Alles großartig angelegt. Man sagte mir, daß der edle, kunstsinige Sohn des großen Mendelssohn, Joseph Mendelssohn, der Schöpfer dieses Instituts sei. Berlin hat lange ein solches entbehrt. Nicht allein Kaufleute, sondern auch Beamte, Gelehrte und Personen aus allen Ständen besuchen die Börsehalle. — Besonders anziehend ist das Lesezimmer, worin ich über hundert deutsche und ausländische Journale vorfand. Auch unsern „Westf. Anzeiger“ sah ich dort. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Dr. Böhringer, führt die Aufsicht über dieses Zimmer und weiß sich dem Besucher desselben durch zuvor-

kommende Artigkeit zu verpflichten. Zofsty besorgt die Restauration und die Konditorei. Die Aufwärter tragen Alle braune Livréen mit goldnen Tressen, und der Portier imponiert besonders durch seinen großen Marschallstab. — Die Bauten unter den Linden, wodurch die Wilhelmstraße verlängert wird, haben raschen Fortgang. Es werden herrliche Säulengänge. Diese Tage wurde auch der Grundstein zu der neuen Brücke gelegt. — In der musikalischen Welt ist es sehr still. Es geht der Capitale de la musique wie jeder andern Capitale; man konsumiert in derselben, was in der Provinz produciert wird. Außer dem jungen Felix Mendelssohn, der nach dem Urtheile sämtlicher Musiker ein musikalisches Wunder ist und ein zweiter Mozart werden kann, wüßte ich unter den hierlebenden Autochthonen Berlin's kein einziges Musikgenie aufzufinden. Die meisten Musiker, die sich hier auszeichnen, sind aus der Provinz, oder gar Fremde. Es macht mir ein unaussprechliches Vergnügen, hier erwähnen zu müssen, daß unser Landsmann, Joseph Klein, der jüngere Bruder des Komponisten, von dem ich in meinem vorigen Briefe sprach, zu den größten Erwartungen berechtigt. Dieser hat Vieles komponiert, das von Kennern gelobt wird. Nächstens werden Viederkompositionen von ihm erscheinen, die hier großen Beifall finden

und in vielen Gesellschaften gesungen werden. Es liegt eine überraschende Originalität in den Melodien derselben, sie sprechen jedes Gemüth an, und es ist vorauszusehen, daß dieser junge Künstler einst einer der berühmtesten deutschen Komponisten wird. — Spontini verläßt uns auf eine lange Zeit. Er reist nach Italien. Er hat seine „Olympia“ nach Wien geschickt, die aber dort nicht aufgeführt wird, weil sie zu viele Kosten verursache. — Die italiänischen Buffos haben sich hier nur noch einige Tage aufgehalten. — Unter den Linden sind Wachssfiguren zu sehen. — Auf der Königstraße, Poststraßenecke, werden wilde Thiere und eine Minerva gezeigt. — Fonk's Proceß ist hier ebenfalls ein Thema der öffentlichen Unterhaltung. Die sehr schön geschriebene Broschüre von Kreuser hat hier zuerst die Aufmerksamkeit auf denselben geleitet. Hierauf kamen noch mehrere Broschüren her, die alle für Fonk sprachen. Hierunter zeichnete sich auch aus das Buch vom Freiherrn v. d. Leyen. Diese Bücher, nebst den in der „Abendzeitung“ und im „Konversationsblatte“ enthaltenen Aufsätzen über den Fonk'schen Proceß und dem Werke des Angeklagten selbst, verbreiteten hier eine günstige Meinung für Fonk. Personen, die auch heimlich gegen Fonk sind, sprechen doch öffentlich für ihn, und zwar aus Mitleid gegen den Un-

glücklichen, der schon so viele Jahre gelitten. In einer Gesellschaft erwähnte ich die fürchterliche Lage seines schuldlosen Weibes und die Leiden ihrer rechtschaffenen, geachteten Familie, und wie ich erzählte: man sage, daß der Kölner Pöbel Fonk's arme, unmündige Kinder insultirt habe, wurde eine Dame ohnmächtig, und ein hübsches Mädchen fing bitterlich an zu weinen, und schluchzte: „Ich weiß, der König begnadigt ihn, wenn er auch verurtheilt wird.“ Ich bin ebenfalls überzeugt, daß unser gefühlvoller König sein schönstes und göttlichstes Recht ausüben wird, um so viele gute Menschen nicht elend zu machen; ich wünsche Dieses eben so herzlich, wie die Berliner, obschon ich ihre Ansichten über den Proceß selbst nicht theile. Über letztern habe ich erstaunlich viele Meinungen ins Blaue hineinraisonnieren hören. Am gründlichsten sprechen darüber die Herren, die von der ganzen Sache gar Nichts wissen. Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn Er am Rhein wäre, so wollte er die Sache bald aufklären. Überhaupt meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge Nichts. „Wozu“, sprach er gestern, „diese Öffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Christoph an, ob Fonk oder eine Anderer den Cönen umgebracht. Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, lese die Akten durch,

referiere darüber, bei verschlossenen Thüren urtheilt darüber das Kollegium und schreitet zum Spruch, und spricht den Kerl frei oder verurtheilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu diese Jury, diese Gevatter Schneider und Handschuhmacher? Ich glaube, Ich, ein studierter Mann, der die Friesische Logik in Sena gehört, der alle seine juristischen Kollegien wohl festiert hat und das Examen bestanden, besitze doch mehr Judicium, als solche unwissenschaftliche Menschen? Am Ende meint solch ein Mensch, Wunders welch höchst wichtige Person er sei, weil so Viel von seinem Ja und Nein abhängt! Und das Schlimmste ist noch dieser Code Napoleon, dieses schlechte Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschelle zu geben" — Doch ich will den weisen Auskultator nicht weiter sprechen lassen. Er repräsentiert eine Menge Menschen hier, die für Font sind, weil sie gegen das rheinische Gerichtsverfahren sind. Man mißgönnt dasselbe den Rheinländern, und möchte sie gerne erlösen von diesen „Fesseln der französischen Tyrannei“, wie einst der unvergeßliche Justus Gruner — Gott habe ihn selig — das französische Gesetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange diese Fesseln tragen, und noch mit ähnlichen Fesseln belastet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht

auf Franzosenhaß und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die Nichts gemein hat mit verfeßter Glaubensbrunst oder frömmelnder Proselytenmacherei.

Bei unserer Universität giebt's gar nichts Neues, außer daß zweiunddreißig Studenten relegiert worden wegen unerlaubter Verbindungen. Es ist eine fatale Sache, relegiert zu werden; sogar das bloße Konfiliertwerden soll sein Unangenehmes haben. Ich glaube aber, daß jenes strenge Urtheil gegen die Zweiunddreißig noch gemildert wird. Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Universitäten vertheidigen; sie sind Reste jenes alten Korporationswesens, die ich ganz aus unserer Zeit vertilgt sehen möchte. Aber ich gestehe, daß jene Verbindungen nothwendige Folgen sind von unserm akademischen Wesen, oder besser Unwesen, und daß sie wahrscheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordische Stallfütterungssystem bei unsern Studenten eingeführt ist. Polnische Studierende sieht man jetzt hier höchstens ein halb Duzend. Man hatte strenge Untersuchungen gegen sie verfügt. Die meisten sind, wie man sagt, ohne besondere Lust wiederzukommen, von hier abgereist, und ein großer Theil, ich glaube gegen Zwanzig, werden noch in unsern

Staatsgefängnissen verwahrt. Die Meisten davon sind aus dem russischen Polen, und sollen sich mit demagogischen Untrieben gegen ihre Regierung befaßt haben.

Man spricht davon, daß Ludwig Tieck bald hieherkommen und Vorlesungen über den Shakespeare halten werde. Am 31. des vorigen Monats war der Geburtstag des Fürsten Staatskanzlers. Man erwartet hier diese Tage eine hessische Gesandtschaft, die unsere Differenzen mit Hessen wegen der bekannten Territorialrechtsverletzung regulieren soll. Eine Kommission ist nach Pommern geschickt, um das dortige Sektenwesen zu untersuchen. Der Wollmarkt hat schon angefangen, und eine Menge Gutsbesitzer sind hier, die ihre Wolle zum Verkauf herbringen, und die man hier scherzweise „Woll(Wohl-)habende“ nennt. Sogar die Straßen bekommen Ambition; die „letzte Straße“ will jetzt Dorotheenstraße heißen. Man spricht davon, daß dem großen Fritz eine Statue auf dem Opernplatze errichtet werden soll. Der Tänzerfamilie Kobler ist auf der Chaussee bei Blumberg die Bagage verbrannt. Bei dem Bau der neuen Brücke bedient man sich einer Dampfmaschine.

Literarische Notizen giebt es hier in diesem Augenblick sehr wenige, obschon Berlin ihr Haupt-

marktplatz ist. In Hinsicht der Gemüse schreite ich mit meiner Zeit vorwärts. Spargel esse ich jetzt keinen mehr und esse jetzt Schoten. Aber in der Literatur bin ich noch zurückgeblieben. Ja, ich habe noch nicht mal die „falschen Wanderjahre“ gelesen, die so viel Aufsehn gemacht und noch machen. Dieses Buch hat für Westfalen ein besonderes Interesse, da man jetzt allgemein ausspricht, daß unser Landsmann, Dr. Pustkuchen in Lemgo, ihr Verfasser sei. Ich weiß nicht, warum er dieses Buch desavouieren wollte, da es ihm doch gewiß keine Schande macht. Man hatte sich lange den Kopf zerbrochen, wer der Verfasser sei, und nannte allerlei Namen. Der Hofrath Schütz machte öffentlich bekannt, daß er es nicht sei. Den Legationsrath v. Barnhagen nannten einige Stimmen; aber Dieser machte Dasselbe bekannt. Von Letztem war es auch sehr unwahrscheinlich, da er zu den größten Verehrern Goethe's gehört, und Goethe sogar in seinem letzten Heft der Zeitschrift „Kunst und Alterthum am Rhein“ selbst erklärte, daß Barnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über sich selbst belehrt habe. Wahrlich, nächst dem Gefühle, Goethe selbst zu sein, kenne ich kein schöneres Gefühl, als wenn Einem Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters steht, ein solches Zeugnis giebt. — Außerdem spricht man von dem

deutschen Gil-Blas, den Goethe vor vier Wochen herausgegeben. Dieses Buch ist von einem ehemaligen Bedienten geschrieben. Goethe hat es durchgeseit und mit einer sehr merkwürdigen Vorrede begleitet. Auch hat dieser kräftige Greis, der Ali Pascha unserer Literatur, wieder einen Theil seiner Lebensgeschichte herausgegeben. Diese wird, sobald sie vollständig ist, eines der merkwürdigsten Werke bilden, gleichsam ein großes Zeitepos. Denn diese Selbstbiographie ist auch die Biographie der Zeit. Goethe schildert meistens letztere und wie sie auf ihn eingewirkt; statt daß andere Selbstbiographen, z. B. Rousseau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten.

Ein Theil von Goethe's Biographie wird aber erst nach seinem Tode erscheinen, da er alle seine weimarschen Verhältnisse, und besonders die, welche den Großherzog betreffen, darin bespricht. Dieser Nachtrag wird wohl das meiste Aufsehn erregen. Wir werden auch bald Memoiren von Byron erhalten, die aber, wie man sagt, eben so wie seine Dramen, mehr Gemüthschilderung als Handlung enthalten sollen. Die Vorrede zu seinen drei neuen Dramen enthält höchst merkwürdige Worte über unsere Zeit und den Revolutionsstoff, den sie in sich trägt. Man klagt noch sehr über die Gottlosigkeit seiner Gedichte, und der gekrönte Dichter Sou-

they in London nennt Byron und seine Geistesverwandte „die satanische Schule“. Aber Thilde Harold schwingt gewaltig die vergiftete Geißel, womit er den armen Laureaten züchtigt. — Eine andere Selbstbiographie erregt hier viel Interesse. Es sind die „Memoiren von Jakob Casanova de Seingalt“, die Brockhaus in einer deutschen Uebersetzung herausgiebt. Das französische Original ist noch nicht gedruckt, und es schwebt noch ein Dunkel über die Schicksale des Manuscripts. An seiner Echtheit darf man gar nicht zweifeln. Das Fragment sur Casanova in den Werken des Prinzen Charles de Ligne ist ein glaubwürdiges Zeugnis, und dem Buche selbst sieht man gleich an, daß es nicht fabriciert ist. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden. Itälianische Sinnlichkeit haucht uns aus diesem Buche schwül entgegen. Der Held desselben ist ein lebenslustiger, kräftiger Venetianer, der mit allen Hunden geheßt wird, alle Länder durchschwärmt, mit den ausgezeichnetsten Männern in nahe Berührung kommt und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen, Es ist keine Zeile in diesem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinstimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen gelesen hätte. Der zweite Theil soll schon heraus sein, aber er ist hier noch nicht zu

bekommen, da, wie ich höre, die Censur bei dem Brockhaus'schen Verlag seit gestern wieder in Wirksamkeit getreten ist. — Hier sind in diesem Augenblick wenig' gute belletristische Schriften erschienen. Fouqué hat einen neuen Roman herausgegeben, betitelt „Der Verfolgte“. In der poetisirenden Welt geht es hier wie in der musikalischen. An Dichtern fehlt es nicht, aber an guten Gedichten. Nächsten Herbst haben wir doch einiges Gute zu erwarten. Röchy (kein Berliner), der uns vor Kurzem eine sehr gehaltreiche Schrift über die Bühne geliefert hat, wird nächstens einen Band Gedichte herausgeben, und aus den Proben, die mir davon zu Gesicht gekommen, bin ich zu den größten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denselben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte: echte Poesie. An wahrhaft dramatischen Talenten ist just jetzt kein Überfluß, und ich erwarte Viel von v. Uechtriz (kein Berliner), einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geschrieben, die von Kennern erstaunlich gerühmt werden. Es wird nächstens eines derselben, „Der heilige Chrysostomus“, in Druck erscheinen, und ich glaube, daß es Aufsehn erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des größten Meisters würdig sind.

Über Hoffmann's „Meister Floh“ versprach ich Ihnen in meinem Vorigen Mehreres zu schreiben. Die Untersuchung gegen den Verfasser hat aufgehört. Derselbe kränkelt noch immer. Senen vielbesprochenen Roman habe ich endlich gelesen. Keine Zeile fand ich darin, die sich auf die demagogischen Umtriebe bezöge. Der Titel des Buches wollte mir Anfangs sehr unanständig vorkommen, in Gesellschaft mußten bei Erwähnung desselben meine Wangen jungfräulich erröthen, und ich lispelte immer: Hoffmann's Roman, mit Respekt zu sagen. Aber in Knigge's „Umgang mit Menschen“ (3. Theil, 9. Kap. über die Art, mit Thieren umzugehn; das 10. Kap. handelt vom Umgang mit Schriftstellern) fand ich eine Stelle, die sich auf den Umgang mit Flöhen bezog, und woraus ich ersah, daß letztere nicht so unanständig sind wie „gewisse andre kleine Thiere“, die dieser tiefe Kenner der Menschen und Bestien selbst nicht nennt. Durch dieses humanistische Citat ist Hoffmann geschützt. Ich berufe mich auf das Lied von Mephistopheles:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh.

Der Held des Romans ist aber kein Floh, sondern ein Mensch, Namens Peregrinus Thy, der

in einem träumerischen Zustande lebt, und durch Zufall mit dem Beherrscher der Flöhe zusammen-
trifft, und höchst ergötzliche Gespräche führt. Dieser,
Meister Floh genannt, ist ein gar gescheiter Mann,
etwas ängstlich, aber doch sehr kriegerisch, und trägt
an den dünnen Beinen große goldene Stiefel mit
diamantenen Sporen, wie auf dem Umschlage des
Buches zu sehen ist. Ihn verfolgt eine gewisse
Dörtje Elverdink, die, wie man sagt, die Demagogie
repräsentieren sollte. Eine schöne Figur ist der Stu-
dent Georg Pepusch, der eigentlich die Distel Zeherith
ist und einst in Samagusta blühte, und der in die
Dörtje Elverdink verliebt ist, die aber eigentlich die
Prinzessin Samaha, die Tochter des Königs Sekakis
ist. Die Kontraste, die auf solche Weise der indische
Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, sind in diesem
Buche nicht so pikant wie im „goldnen Topf“ und
in andern Romanen Hoffmann's, worin derselbe
naturphilosophische Theaterkoup angewandt ist. Über-
haupt ist die Gemüthswelt, die Hoffmann so herr-
lich zu schildern versteht, in diesem Romane höchst
nüchtern behandelt. Das erste Kapitel desselben ist
göttlich, die übrigen sind unerquicklich. Das Buch
hat keine Haltung, keinen großen Mittelpunkt, keinen
innern Ritt. Wenn der Buchbinder die Blätter dessel-
ben willkürlich durcheinander geschossen hätte, würde

man es sicher nicht bemerkt haben. Die große Allegorie, worin am Ende Alles zusammenfließt, hat mich nicht befriedigt. Mögen Andre sich daran ergötzen haben; ich glaube, daß ein Roman keine Allegorie sein soll. — Die Strenge und Bitterkeit, womit ich über diesen Roman spreche, rührt eben daher, weil ich Hoffmann's frühere Werke so sehr schätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigsten, die unsere Zeit hervorgebracht. Alle tragen sie das Gepräge des Außerordentlichen. Jeden müssen die „Phantasiestücke“ ergötzen. In den „Elixieren des Teufels“ liegt das Furchtbarste und Entsetzlichste, das der Geist erdenken kann. Wie schwach ist dagegen The monk von Lewis, der dasselbe Thema behandelt. In Göttingen soll ein Student durch diesen Roman toll geworden sein. In den „Nachtstücken“ ist das Gräßlichste und Grausenvollste überboten. Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben. Die kleinen Novellen, die meistens unter dem Titel „Serapionsbrüder“ gesammelt sind, und wozu auch „Klein Zaches“ zu rechnen ist, sind nicht so grell, zuweilen sogar lieblich und heiter. Der „Theaterdirektor“ ist ein ziemlich mittelmäßiger Schelm. In dem „Elementargeist“ ist Wasser das Element, und Geist ist gar keiner drin. Aber „Prinzessin Brambilla“ ist eine gar köstliche Schöne, und wem Diese durch ihre Wunder-

lichkeit nicht den Kopf schwindlich macht, Der hat gar keinen Kopf. Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den Einen, noch den Andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengesetzten Charakter. Ein Jean Paul'scher Roman fängt höchst barock und burlesk an, und geht so fort, und plötzlich, ehe man sich Dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemüthswelt, eine mondbeleuchtete, röthlich blühende Palmeninsel, die mit all ihrer stillen, duftenden Herrlichkeit schnell wieder versinkt in die hässlichen, schneidend freischenden Wogen eines excentrischen Humors. Der Vorgrund von Hoffmann's Romanen ist gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderbar geheimnisvolle Wesen tänzeln vorüber, fromme Gestalten schreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all diesem ergötzlichen Treiben grinst hervor eine hässlichverzerrte Alteweiberfratze, die mit unheimlicher Hastigkeit ihre allerfatalsten Gesichter schneidet und verschwindet, und wieder freies Spiel läßt den verschleuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligsten Sprünge machen, aber das in unsere Seele getretene Katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaulen können. — Über die Romane anderer hiesiger Schriftsteller will ich in meinen nächsten Brie-

fen sprechen. Alle tragen denselben Charakter. Es ist der Charakter der deutschen Romane überhaupt. Dieser läßt sich am besten auffassen, wenn man sie vergleicht mit den Romanen anderer Nationen, z. B. der Franzosen, der Engländer u. s. w. Da sieht man, wie die äußere Stellung der Schriftsteller den Romanen einer Nation einen eignen Charakter verleiht. Der englische Schriftsteller reiset, mit einer Lords- oder Apostel-Equipage, schon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiset, stumm und verschlossen beobachtet er die Sitten, die Leidenschaften, das Treiben der Menschen, und in seinen Romanen spiegelt sich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter (Goldsmith), oft finster (Smollet), aber immer wahr und treu (Fielding). Der französische Schriftsteller lebt beständig in der Gesellschaft, und zwar in der großen, mag er auch noch so dürftig und titellos sein. Fürsten und Fürstinnen kajoilieren den Notenabschreiber Jean Jacques, und im Pariser Salon heißt der Minister Monsieur und die Herzogin Madame. Daher lebt in den Romanen der Franzosen jener leichte Gesellschaftston, jene Beweglichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menschen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der französischen Romane, deren Sprache immer dieselbe scheint, eben

weil sie die gesellschaftliche ist. Aber der arme deutsche Schriftsteller, der, weil er meistens schlecht honorirt wird, oder selten Privatvermögen besitzt, kein Geld zum Reisen hat, der wenigstens spät reist, wenn er sich schon in eine Manier hineingeschrieben, der selten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Gesellschaft, die bei uns nicht immer die feine ist, erschleußt, ja der nicht selten einen schwarzen Rock entbehrt, um die Gesellschaft der Mittelklasse zu frequentieren: der arme Deutsche verschließt sich in seiner einsamen Dachstube, faselt eine Welt zusammen, und in einer aus ihm selbst wunderbar hervorgegangenen Sprache schreibt er Romane, worin Gestalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchst poetisch sind, aber nirgends existieren. Diesen phantastischen Charakter tragen alle unsre Romane, die guten und die schlechten, von der frühesten Spieß-, Cramer- und Vulpiuszeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann &c., und dieser Romancharakter hat Viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutschen sind unter allen Nationen am meisten empfänglich für Mystik, geheime Gesellschaften, Naturphilosophie, Geisterkunde, Liebe, Unsinn und — Poesie!]

Über Polen.

(Geschrieben im Herbst 1822.)

Seit einigen Monaten habe ich den preußischen Theil Polens die Kreuz und die Quer durchstreift; in dem russischen Theil bin ich nicht weit gekommen, nach dem österreichischen gar nicht. Von den Menschen hab' ich sehr viele, und aus allen Theilen Polens, kennen gelernt. Diese waren freilich meistens nur Edelleute, und zwar die vornehmsten. Aber wenn auch mein Leib sich bloß in den Kreisen der höheren Gesellschaft, in dem Schloßbann der polnischen Großen bewegte, so schweifte der Geist doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urtheils über Polen.

Vom Äußeren des Landes wüßte ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzutheilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle,

Nachtigallen-Gehölze u. s. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Industrie giebt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseins und denkt an Nichts weniger, als an die — ästhetischen Pustkuchen. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat, als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlaß mit wunderlichem Farbenspiel hervorsprudelt, und jenen schwärmerisch-sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Ossianischen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen eben so unwillkürlich ist, wie das Insgesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock, mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das grobe Original jener feinen

Polenröcke unserer Eleganz. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegelspitze zulaufend, und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Kostüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasieren zu lassen; zweitens, die Messe zu hören; und drittens, sich voll zu saufen. Den, durch das dritte Geschäft gewiß Seliggewordenen sieht man des Sonntags, alle Biere ausgestreckt, in einer Straßengasse liegen, sinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die in wehmüthiger Gruppierung die Betrachtung zu machen scheinen, daß der Mensch hienieden so wenig vertragen kann! Was ist der Mensch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenschlich weit gebracht. — Der Bauer ist von gutem Körperbau, starkstämmig, soldatischen Ansehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die Meisten lassen dasselbe lang herunter wallen. Dadurch haben so viele Bauern die Plica polonica (Weichselzopf), eine sehr anmuthige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einst gesegnet werden, wenn das Langehaarthum in den deutschen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des

polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: „Ich küsse die Füße.“ Wer den Gehorsam personifiziert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, daß ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, daß ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und daß ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? so müßte ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glückseligkeit in seiner Relativität auffasst und sich wohl merkt, daß es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den

ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muß man gestehen, daß der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist; um so mehr, da er gar Nichts hat, und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von Vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daß, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbständigen Eigenthümern machte, sie sich gewiß bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiß dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigenthum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wäre er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Mißwachs ist, so muß der Edelmann dem Bauer von seinem eigenen Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muß ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepirt ist. Er giebt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund Desselben. Ich habe mich überzeugt, daß diese Vormundschaft von

den meisten Edelleuten sehr gewissenhaft und reich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, daß die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbstständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervorgebracht hat, und dessen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciusko, war eifriger Beförderer der Bauern=Emancipation, und die Grundsätze eines Lieblings bringen unbemerkt in alle Gemüther. Außerdem ist der Einfluss französischer Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, daß es mit Letzteren nicht mehr so schlimm steht, und daß ein allmähliches Selbständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preussische Regierung scheint Dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmählichkeit gedeihen; sie ist gewisser, zeitlich nützlicher, als die zerstörungsfüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. — — —

— — — — —
— — — — —
— — — — —

Zwischen dem Bauer und dem Edelmann stehen in Polen die Juden. Diese betragen fast mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unsere Statistik-Kompendienmacher, die an Alles den deutschen, wenigstens den französischen Maßstab legen, schreiben also mit Unrecht, daß Polen keinen tiers état habe, weil dort dieser Stand von den übrigen schroffer abge sondert ist, weil seine Glieder am Mißverständnis des alten Testaments — — Gefallen finden — — — und weil Dieselben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie dasselbe in einem Nürnberger Frauen-Taschenbuche, unter dem Bilde reichsstädtischer Philiströsität, so niedlich und sonntäglich schmuck dargestellt wird, äußerlich noch sehr entfernt sind. Sie sehen also, daß die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer staatswirthschaftlicher Wichtigkeit sind, als bei uns in Deutschland, und daß, um Gediegenes über Dieselben zu sagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anschauung gefühlvoller Romanenschreiber des Nordens, oder der naturphilosophische Tiefsinn geistreicher Ladendiener des Südens. Man sagte mir, daß die Juden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsstufe ständen, als ihre östlicheren Glaubensgenossen;

ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise Sie lieber auf David Friedländer's: „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819.“ Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkenmung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogthum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, daß der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweimbrenner wird. In der Walischei, einer Vorstadt Posen's, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schild verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakspeare's „Flurschütz von Wakefield“. Im preussischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält.

Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daß unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbaue einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauerstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirthshäuser Polens in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweimbrennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Böllerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle

Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauer, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—tsche Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißen meine Ohren martern können, als der polnische Juden-Sargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweinegestallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — esend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes und mit Polnisch façonniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige riethen, die polnischen Protestanten zum Katholicismus zurück zu zwingen, antwortete Derselbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden

brachten zuerst Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kasimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünstigt. Sie scheinen dem Adel weit näher gestanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Gesetze wurde der Jude durch seinen Übertritt zum Christenthum eo ipso in den Adelsstand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieses Gesetz untergegangen und was etwa mit Bestimmtheit im Werthe gesunken ist. — In jenen frühern Zeiten standen indessen die Juden in Kultur und Geistesausbildung gewiß weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den französischen Firnis entbehrte. Sene aber beschäftigten sich wenigstens immer mit ihren hebräischen Wissenschafts- und Religionsbüchern, um derentwillen eben sie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Kultur nicht fortgeschritten, und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine spitzfindige Scholastik in tausenderlei wunderliche Formen hineinquetscht. Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf und seinen Jean Paul im

Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengasßmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebevoller Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir noch immer lieber, als Mancher in all seiner staatspapierenen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in diesem Briefe keine Schilderungen reizender Naturszenen, herrlicher Kunstwerke u. s. w. erwarten; nur die Menschen, und zwar besonders die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polnischen Edelmann, oder eine schöne edle Polin in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte Dieses die Seele ebenso erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg oder einer marmornen Mediceerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und Das gäbe eine sehr

kostbare Mosaikearbeit von den Adjektiven: gastfrei,
 stolz, muthig, geschmeidig, falsch (dieses gelbe Stein-
 chen darf nicht fehlen), reizbar, enthusiastisch, spiel-
 süchtig, lebenslustig, edelmüthig und übermüthig.
 Aber ich selbst habe zu oft geeifert gegen unsre
 Broschürenskribler, die, wenn sie einen Pariser Tanz-
 meister hüpfen sehen, aus dem Stegreif die Charak-
 teristik eines Volkes schreiben, — — — — —
 — — — — — und die, wenn sie einen
 dicken Liverpooler Baumwollenhändler gähnen sahen,
 auf der Stelle eine Beurtheilung jenes Volkes lie-
 fern, — — — — — Diese
 allgemeinen Charakteristiken sind die Quelle aller
 Übel. Es gehört mehr als ein Menschenalter dazu,
 um den Charakter eines einzigen Menschen zu be-
 greifen, und aus Millionen einzelnen Menschen be-
 steht eine Nation. Nur wenn wir die Geschichte
 eines Menschen, die Geschichte seiner Erziehung und
 seines Lebens betrachten, wird es uns möglich, ein-
 zelne Hauptzüge seines Charakters aufzufassen. —
 Bei Menschenklassen, deren einzelne Glieder durch
 Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen,
 müssen sich indessen einige hervortretende Charak-
 züge bemerken lassen; Dies ist bei den polnischen
 Edelleuten der Fall, und nur von diesem Stand-
 punkte aus läßt sich etwas Allgemeines über ihren

Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist Ersteres weit mehr der Fall, als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Theil der Polen es ungerechter Weise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem ebenedeichten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabriciert werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Überkultur von Westen durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich — daher jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Theil mag im Lande selbst vorrätbig gewesen sein; aber in der neueren Zeit war dieses Eindringen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen Edelleute. Nur wenige Derselben werden in den Städten erzogen; die meisten Knaben bleiben auf

den Landgütern ihrer Angehörigen, bis sie erwachsen sind und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeisters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbesuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur in den Stand gesetzt sind, Kriegsdienste zu nehmen, oder eine Universität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchsten Ausbildung zu empfangen. Da nicht Allen hierzu dieselben Mittel zu Gebote stehen, so ist es einleuchtend, daß man einen Unterschied machen muß zwischen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erstere leben oft höchst jämmerlich, fast wie der Bauer, und machen keine besonderen Ansprüche an Kultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten ist die Unterscheidung nicht schroff, dem Fremden ist sie sogar sehr wenig bemerkbar. An und für sich selbst ist die Würde eines polnischen Edelmanns (*civis polonus*) bei dem Ärmsten wie bei dem Reichsten von demselben Umfange und demselben innern Werthe. Aber an die Namen gewisser Familien, die sich immer durch großen Güterbesitz und durch Verdienste um den Staat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeinlich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radzivils, die Zamoysskis, die Sapiehas, die Poniatows-

fis, die Potockis u. s. w. werden zwar eben so gut als bloße polnische Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch sind sie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Ansehen ist sogar fester begründet als das von unserm hohen Adel, weil sie selbst sich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geschürzte alte Fräulein, sondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung „Starost“ findet man jetzt selten, und sie ist ein bloßer Titel geworden. Der Name „Graf“ ist ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es sind nur von Preußen und Oesterreich einige derselben vertheilt. Von Adelsstolz gegen Bürgerliche wissen die Polen Nichts, und er kann sich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger und mit Ansprüchen hervortretender Bürgerstand sich erhebt. Erst dann, wenn der polnische Bauer Güter kaufen wird und der polnische Jude sich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte sich bei Diesem der Adelsstolz regen, der also das Emporkommen des Landes beweisen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern gestellt sind, müssen sie zuerst mit diesem Adelsstolze kollidieren; aber die Sache wird gewiß alsdann einen religiöseren Namen annehmen.

Dieses hier nur flüchtig angedeutete Wesen des polnischen Adels hat, wie man sich denken kann, am meisten beigetragen zu der höchst wunderlichen Gestaltung von Polens politischer Geschichte, und die Einflüsse dieser letztern auf die Erziehung der Polen, und also auf ihren Nationalcharakter, waren fast noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüsse des Bodens. Durch die Idee der Gleichheit entwickelte sich bei den polnischen Edelleuten jener Nationalstolz, der uns oft so sehr überrascht durch seine Herrlichkeit, der uns oft auch so sehr ärgert durch seine Geringschätzung des Deutschen, und der so sehr kontrastiert mit eingeknuteter Bescheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte sich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringsten wie den Höchsten befeelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht strebte, da Polen meistens ein Wahlreich war. Herrschen hieß die süße Frucht, nach der es jedem Polen gelüstete. Nicht durch Geisteswaffen wollte der Pole sie erbeuten, diese führen nur langsam zum Ziele; ein kühner Schwertthieb sollte die süße Frucht zum raschen Genuss herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärstand, wozu ihr heftiger und streitlustiger Charakter sie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige seidene Staatsmänner, noch viel weniger

zu Ansehen gestiegene Gelehrte. Die Vaterlandsiebe ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zusammen fließen; und dennoch trägt dieses Vaterland kein sonderlich reizendes Außere. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübselige polnische Sumpfsgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden, und sprach pffiffig und kopfschüttelnd: „Und Das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Aber nicht aus dem Boden selbst, nur aus dem Kampfe um Selbständigkeit, aus historischen Erinnerungen und aus dem Unglück ist bei den Polen diese Vaterlandsiebe entsprossen. Sie flammt jetzt noch immer so glühend wie in den Tagen Kosciusko's, vielleicht noch glühender. Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe

am liebsten abspiegelt, sondern jene von uns Deutschen am meisten erstrebte und von unsern edelsten Volkssprechern Lessing, Herder, Schiller u. s. w. am schönsten ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristenthum. Von diesem sind die polnischen Edelleute, eben so gut wie wir, noch sehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholicismus, ohne leider den großen Geist dieser Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeschichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt sich zur französischen Philosophie. Ich will hier diese gewiß nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich sie verehere, und sehr verehere; ich selbst bin gewissermaßen ein Kind derselben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptsache — die Liebe. Wo dieser Stern nicht leuchtet, da ist es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyclopädie ihr Brillantfeuer umhersprühen. — Wenn Vaterland das erste Wort des Polen ist, so ist Freiheit das zweite. Ein schönes Wort! Nächst der Liebe gewiß das schönste. Aber es ist auch nächst der Liebe das Wort, das am meisten mißverstanden wird und ganz entgegengesetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muß. Hier ist Das der Fall. Die Freiheit der meisten Polen ist nicht die göttliche, die Washington'sche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosciusko

haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel Rechte als möglich abzuwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst Nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich musste untergehen, dessen Bogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur daß in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten, wie bei uns, und daß durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsam wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Krakauer Reichstage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechen lassen. Sener Grundsatz von der stür-

mischen Freiheit, die besser sein mag als ruhige Knechtschaft, hat dennoch trotz seiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben gestürzt. Aber es ist auch erstaunlich, wenn man sieht, welche Macht schon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; sie glühen und flammen, wenn sie hören, daß irgend für die Freiheit gestritten wird; ihre Augen schauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen selbst aber wird, wie ich oben schon gesagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wissen Das besser; die Freiheiten müssen untergehen, wo die allgemeine gesetzliche Freiheit gedeihen soll.

Setzt aber knien Sie nieder, oder wenigstens ziehen Sie den Hut ab — ich spreche von Polens Weibern. Mein Geist schweift an den Ufern des Ganges und sucht die zartesten und lieblichsten Blumen, um sie damit zu vergleichen. Aber was sind gegen diese Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Dschaddi, der Nagakesarblüthen, der heiligen Lotusblumen, und wie sie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Sirischa u. s. w.!! Hätte ich den Pinsel Raphael's, die Melodien Mozart's und die Sprache Calderon's, so gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die

Bruft zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbenedigten Augen leibhaftig erschiene. Aber was sind Raphael'sche Farbenflecke gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind Mozart'sche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenslippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle Calderon'schen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls auf gut Calderonisch Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach war; — — — —

— — — — — Wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich bloß: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser Letztern zu zeichnen!

Ein sehr werthher Weltweiser, der zehn Oktavbände „Weibliche Charaktere“ geschrieben, hat endlich seine eigene Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben

vielmehr jeden Tag einen andern. Diesen immerwährenden Wechsel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es ist sogar ein Vorzug. Ein Charakter entsteht durch ein System stereotyper Grundsätze. Sind letztere irrig, so wird das ganze Leben desjenigen Menschen, der sie systematisch in seinem Geiste aufgestellt, nur ein großer, langer Irrthum sein. Wir loben Das, und nennen es „Charakter haben“, wenn ein Mensch nach festen Grundsätzen handelt, und bedenken nicht, daß in einem solchen Menschen die Willensfreiheit untergegangen, daß sein Geist nicht fortschreitet, und daß er selbst ein blinder Knecht seiner verjährten Gedanken ist. Wir nennen Das auch Konsequenz, wenn Jemand dabei bleibt, was er ein für alle Mal in sich aufgestellt und ausgesprochen hat, und wir sind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Bösewichter zu entschuldigen, wenn sich nur von ihnen sagen läßt, daß sie konsequent gehandelt. Diese moralische Selbstunterjochung findet sich aber fast nur bei Männern; im Geiste der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechseln sie ihre Weltansichten, meistens ohne sich Dessen bewusst zu sein. Sie stehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankensystem,

das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zusammen fällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemüthes. Und dieses ist bei den Frauen am reinsten und am stärksten, und führt sie sicherer als die Verstandes=Abstraktionslaternen, die uns Männer so oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den *Advocatus diaboli* spielen, und die Weiber noch obendrein preisen wegen jenes Charaktermangels, den unsere Gelbschnäbel und Grauschnäbel — die Einen durch Amor, die Andern durch Hymen malträtiert — mit so vielen Stoßseufzern beklagen. Auch müssen Sie bemerken, daß bei diesem allgemeinen Ausspruch über die Weiber die Polinnen hauptsächlich gemeint sind, und die deutschen Frauen so halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutsche Volk hat durch seinen angeborenen Tiefsinn ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat sich ein Anflug davon mitgetheilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daß man bei ältlichen deutschen Damen, sogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziem-

lich dicke, schuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verschieden sind die Polinnen von den deutschen Frauen. Das slavische Wesen überhaupt, und die polnische Sitte insbesondere, mag Dieses hervorgebracht haben. In Hinsicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutsche erheben — sie sind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio setzen? In einem sonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutsche. Zu einer Reise durch Spanien, Frankreich und Italien wünschte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reise durch das Leben wünschte ich eine Deutsche. Muster von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demuth und allen jenen stillen Tugenden der deutschen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Sene Haustugenden finden sich aber auch bei uns meistens nur im Bürgerstande und einem Theile des Adels, der sich in Sitten und Ansprüchen dem Bürgerstande angeschlossen. Bei dem übrigen Theile des deutschen Adels werden oft jene Haustugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weise vermisst, als bei den Frauen des polnischen Adels. Ja, bei Diesen ist es doch nie der Fall, daß auf

diesen Mangel sogar ein Werth gelegt wird, daß man sich Etwas darauf einbildet; wie von so manchen deutschen adligen Damen geschieht, die nicht Geld- oder Geisteskraft genug besitzen, um sich über den Bürgerstand zu erheben, und die sich wenigstens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskostender altadliger Gebrechen auszuzeichnen suchen. Auch die Frauen der Polen sind nicht ahnenstolz, und es fällt keinem polnischen Fräulein ein, sich Etwas darauf einzubilden, daß vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — — entgangen ist. — Das religiöse Gefühl ist bei den deutschen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Diese leben mehr nach außen als nach innen; sie sind heitere Kinder, die sich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen schönen Redouten=Saal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig sind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtsinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der so sehr begünstigt wird durch die leichten polnischen Sitten überhaupt, durch den leichten französischen Ton, der sich mit diesen vermischt, durch die leichte französische Sprache, die in Polen mit Vorliebe und fast wie eine Muttersprache gesprochen wird, und durch die leichte französische Lite-

ratur, deren Dessert, die Romane, von den Polinnen verschlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, so bin ich überzeugt, daß die Polinnen hierin den deutschen Frauen nicht nachzustehen brauchen. Die Ausschweifungen einiger polnischen Magnatenweiber haben wegen ihrer Großartigkeit zu verschiedenen Zeiten viele Augen auf sich gezogen, und unser Pöbel, wie ich schon oben bemerkt, beurtheilt eine ganze Nation nach den paar schmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Gesicht gekommen. Außerdem muß man bedenken, daß die Polinnen schön sind, und daß schöne Frauen aus bekannten Gründen dem bösen Teufel am meisten ausgesetzt sind und demselben nie entgehen, wenn sie, wie die Polinnen, freudig dahinleben in leichter, anmuthiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man ist in Warschau um Nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daß die Wogen der Weichsel etwas wilder brausen, als die stillen Wasser der seichten Spree.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politischen Gemüthszustande der Polen, und muß bekennen, daß ich bei diesem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie schmerzlich es die Brust des polnischen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überschaut. Auch die

Brust des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man sich die politischen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unserer Journalisten schaffen sich dieses Gefühl gemächlich vom Halse, indem sie leicht hin aussprechen: „Die Polen haben sich durch ihre Uneinigkeit ihr Schicksal selbst zugezogen, und sind also nicht zu bedauern.“ Das ist eine thörichte Beschwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet Etwas; sein Treiben entspringt einer innern Nothwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabene Gedanke: daß die Geschichte (Natur, Gott, Vorsehung u. s. w.), wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und daß manche Völker leiden müssen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortschreite. Die Polen, ein slavisches Grenzvolk an der Pforte der germanischen Welt, scheinen durch ihre Lage schon ganz besonders dazu bestimmt, gewisse Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moralischer Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief stets Erscheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müssen. — Der Charakter

der Polen war bisher militärisch, wie ich oben schon bemerkte; jeder polnische Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsschule. Jetzt aber ist Dies nicht mehr der Fall, es suchen sehr Wenige Militärdienste. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beschäftigung, und da haben die Meisten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienst, nämlich — die Wissenschaften. Überall zeigen sich die Spuren dieser neuen Geistesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünstigt, wird sie in einigen Decennien, wie schon angedeutet ist, dem ganzen Volkscharakter eine neue Gestalt verleihen. Noch unlängst haben Sie in Berlin jenen freudigen Zusammenfluß junger Polen gesehen, die mit edler Wissbegier und musterhaftem Fleiße in alle Theile der Wissenschaften eindringen, besonders die Philosophie an der Quelle, im Hörsale Hegel's, schöpften, und jetzt leider, veranlaßt durch einige unselige Ereignisse, sich von Berlin entfernten. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Polen ihre blinde Vorliebe für die französische Literatur allmählich ablegen, die lange übersehene tiefere deutsche Literatur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt ist, just dem tieffinnigsten deutschen Philosophen Geschmacß abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, daß sie den Geist unserer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wis-

senschaft ist. Viele Polen lernen jetzt Deutsch, und eine Menge guter deutscher Bücher wird ins Polnische übersetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls Theil an diesen Erscheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; sie merken jetzt, wie Viel zur Erhaltung derselben durch eine National-Literatur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, so ist es doch wahr, was mir viele Polen ernsthaft sagten) in Warschau wird an einer — polnischen Literatur gearbeitet. Es ist nun freilich ein großes Mißverständnis, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organisch Hervorgegangenes sein muß, könne im literarischen Treibhause der Hauptstadt von einer Gelehrten-Gesellschaft zusammengeschrieben werden; aber durch diesen guten Willen ist doch schon ein Anfang gemacht, und Herrliches muß in einer Literatur hervorblühen, wenn sie als eine Vaterlandsache betrachtet wird. Dieser patriotische Sinn muß freilich auf eigene Irrthümer führen, meistens in der Poesie und in der Geschichte. Die Poesie wird das Erhebungskolorit tragen, hoffentlich aber den französischen Zuschnitt verlieren und sich dem Geiste der deutschen Romantik nähern. — Ein geliebter polnischer Freund sagte mir, um mich besonders zu necken: „Wir haben eben so gut romantische Dichter als ihr

aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause!“ — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu unverhältnismäßig aus der Universalgeschichte hervorheben, aber desto mehr wird man auch für Erhaltung alles Desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und Dieses um so ängstlicher, da man, wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der Warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen; deshalb, scheint es, hat kürzlich ein Zamoycki eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburgh gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschau's verlassen, und was die schon vorhandene polnische Literatur betrifft, so verweise ich Sie deshalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfuß. — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor wie ein alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorbeer an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne misst,

oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot sehen. Der Pole wird die Feder eben so gut führen wie die Lanze, und wird sich eben so tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wissens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europa's ist der Geist eben durch seine vielen Reibungen schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistesanstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babylonischen Thurmbau europäischer Kultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge mit ihrer slavischen Behendigkeit und noch unerschlafenen Rüstigkeit das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daß die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser giebt. Die Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften

und Künste werfen, sind Edelleute, und haben meistens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntnisse und wissenschaftlichen Leistungen angewiesen zu sein. Unberechenbar ist dieser Vorzug. Herrliches zwar hat schon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünstigt die geistigen Fortschritte der Polen, nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polnische Landleben ist nicht so geräuschlos und einsamlich wie das unsrige, da die polnischen Edelleute sich auf zehn Stunden weit besuchen, oft Wochen lang mit der sämtlichen Familie beisammen bleiben, mit wohlgepackten Betten nomadisch herumreisen; so daß es mir vorkam, als sei das ganze Großherzogthum Posen eine große Stadt, wo nur die Häuser etwas meilenweit von einander entfernt stehen, und in mancher Hinsicht sogar eine kleine Stadt, weil die Polen sich Alle kennen, Jeder mit den Familienverhältnissen und Angelegenheiten des Andern genau bekannt ist, und diese gar oft auf kleinstädtische Weise Gegenstände der Unterhaltung werden. Dennoch ist dieses rauschende Treiben, welches dann und wann auf den polnischen Landgütern herrscht, der Erziehung der Jugend nicht so schädlich, wie das Geräusch der Städte, das sich jeden Augenblick in

jeinen Tonarten verändert, den Geist der Jugend von der Naturanschauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zersplittert und durch Überreiz abstumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stilleben ist der Jugend sogar heilsam, da sie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geist durch die immerwährende äußere Ruhe versumpfen oder, wie man es nennt, versauern möchte; eine Gefahr, die bei uns so oft vorhanden. Das frische, freie Landleben in der Jugend hat gewiß am meisten dazu beigetragen, den Polen jenen großen starken Charakter zu verleihen, den sie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper; Dieses bedarf der Gelehrte eben so gut wie der Soldat. Die Geschichte zeigt uns, wie die meisten Menschen, die etwas Großes gethan, ihre Jugend im Stilleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter so sehr lobpreisen gehört; man rühmte die Methode in den Klosterschulen und nannte die daraus hervorgegangenen großen Männer, deren Geist sogar in unserer absonderlich geistreichen Zeit Etwas gelten würde; aber man vergaß, daß es nicht die Mönche, sondern die mönchliche Eingezogenheit, nicht die Kloster-Schulmethode, sondern die stille Klösterlichkeit selbst war,

die jene Geister nährte und stärkte. Wenn man unsere Erziehungsinstitute mit einer Mauer umgäbe, so würde Dieses mehr wirken, als alle unsere pädagogischen Systeme, sowol idealisch-humanistische als praktisch-Basedow'sche. Geschähe Dasselbe bei unsern Mädchenpensionen, die jetzt so hübsch frei dastehen zwischen dem Schauspielhause und dem Tanzhause und der Wachtparade gegenüber, so verlören unsere Pensionärinnen ihre kaleidoskopartige Phantasterei und neudramatische Wassersuppen = Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußisch-polnischen Städte will ich Ihnen nicht Viel schreiben; es ist ein Mischvolk von preußischen Beamten, ausgewanderten Deutschen, Wasserpolen, Polen, Juden, Militär u. s. w. Die preußischen deutschen Beamten fühlen sich von den polnischen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutsche Beamte werden oft ohne ihren Willen nach Polen versetzt, suchen aber so bald als möglich wieder heraus zu kommen; Andere sind von häuslichen Verhältnissen in Polen festgehalten. Unter ihnen finden sich auch Solche, die sich darin gefallen, daß sie von Deutschland isoliert sind; die sich bestreben, das hiesigen Wissenschaftlichkeit, das sich ein Beamter zum Behuf des Examens erworben haben mußte, so schnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebens-

philosophie auf eine gute Mahlzeit basiert haben, und die bei ihrer Kanne schlechten Bieres geifern gegen die polnischen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenstöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußischen Militär, das in dieser Gegend liegt, brauche ich nicht Viel zu sagen. Dieses ist, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil Dieser selbst soldatischen Sinn hat und der Brave alles Brave schätzt; aber von einem näheren Gefühle ist noch nicht die Rede.

Posen, die Hauptstadt des Großherzogthums, hat ein trübsinniges, unerfreuliches Ansehen. Das einzige Anziehende ist, daß sie eine große Menge katholischer Kirchen hat. Aber keine einzige ist schön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um schöne alte Bilder aufzusuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht schön, und die einigermaßen schönen sind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renovieren. Im uralten Dom zu Gnesen, der ehemaligen Hauptstadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort interessierte mich nur die figurenreiche, aus Eisen gegossene Kirchenthür, die einst das Thor von Kiew war, welches der siegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch

sein Schwerthieb zu sehen ist. Der Kaiser Napoleon hat sich, als er in Gnesen war, ein Stückchen aus dieser Thür herauschneiden lassen, und diese hat durch solche hohe Aufmerksamkeit noch mehr an Werth gewonnen. In dem Gnesener Dom hörte ich auch nach der ersten Messe einen vierstimmigen Gesang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, selbst komponiert haben soll und der alle Sonntage gesungen wird. Der Dom hier in Posen ist neu, hat wenigstens ein neues Ansehen, und folglich gefiel er mir nicht. Neben demselben liegt der Pallast des Erzbischofs, der auch zugleich Erzbischof von Gnesen, und folglich zugleich römischer Kardinal ist, und folglich rothe Strümpfe trägt. Er ist ein sehr gebildeter, französisch urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Klerus in Polen gehört immer zu den vornehmsten adeligen Familien; der niedere Klerus gehört zum Plebs, ist roh, unwissend und rauschliebend. — Ideenassociation führt mich direkt auf das Theater. Ein schönes Gebäude haben die hiesigen Einwohner den Musen zur Wohnung angewiesen; aber die göttlichen Damen sind nicht eingezogen, und schickten nach Posen bloß ihre Kammerjungfern, die sich mit der Garderobe ihrer Herrschaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Wesen treiben. Die Eine spreizt sich wie ein Pfau, die

Andere flattert wie eine Schnepfe, die Dritte kollert wie ein Truthahn, und die Vierte hüpfst auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber sperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulett-Mensch ruft: „Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpsichore!“ — Auch einen Theater-Recensenten giebt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Recensionen dieses trefflichen Recensenten stehen bis jetzt nur in der Posener Stadtzeitung, werden aber bald als eine Fortsetzung der Lessing'schen Dramaturgie gesammelt erscheinen!! Doch mag sein, daß mir dieses Provinzialtheater so schlecht erscheint, weil ich just von Berlin komme und noch zuletzt die Schröck und die Stich sah. Nein, ich will nicht das ganze Posen'sche Theater verdammen; ich bekenne sogar, daß es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz schlechte besitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier spreche, ist Demoiselle Païen. Ihre gewöhnliche Rolle ist die erste Liebhaberin. Da ist nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträttsche jener Gefühlvollen, die sich für die Bühne berufen glauben, weil sie vielleicht im Leben die sentimentale oder kokette Rolle mit einigem Success gespielt, und die man von den Brettern fortspfeifen

möchte, eben weil man sie im einsamen Klosett herzlich applaudieren würde. Demoiselle Paien spielt mit gleichem Glücke auch die heterogensten Rollen, eine Elisabeth so gut wie eine Marie. Am besten gefiel sie mir jedoch im Lustspiel, in Konversationsstücken, und da besonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als Pauline in „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge“. Bei Demoiselle Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohlthuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja fast Berwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem echten, großen Talente gewahren. Ich sah sie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männerrollen, z. B. in der „Liebeserklärung“ und in Wolff's „Cäsario“; nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer setze, die ihr zum Muster dienen. Demoiselle Paien ist zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günstiges Äußere, und es wäre Schade, wenn dieses kunstbegabte Mädchen in den Sümpfen herumziehender Truppen untergehen müßte.

Ein brauchbares Subjekt der Posener Bühne ist Herr Carlßen, er verdirbt keine Rolle; auch muß man Madame Paien eine gute Schauspielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als

Geliebte Schieberle's gefiel sie mir besonders. Sie spielt ebenfalls feck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauspielerinnen, die zwar mit vieler Kunst solche Alteweiberrollen darstellen, uns aber doch gern merken lassen möchten, daß in der alten Schachtel noch immer eine aimable Frau stecke. Herr Oldenburg, ein schöner Mann, ist als Liebhaber im Lustspiel unerquicklich und ein Muster von Steifheit und Unbeholfenheit; als Heldliebhaber im Trauerspiel ist er ziemlich erträglich. Es ist nicht zu verkennen, daß er Anlage zum Tragischen hat; aber seinen langen Armen, die bei den Knieen perpendicularartig hin und her fliegen, muß ich alles Schauspielertalent durchaus absprechen. Als Richard in „Rosamunde“ gefiel er mir aber, und ich übersah manchmal den falschen Pathos, weil solcher im Stücke selbst liegt. In diesem Trauerspiel gefiel mir sogar Herr Wunsch als König am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knall-effektscene. Herr Wunsch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenschaft geräth, einem Gebell ähnliche Töne auszustößen. Demoiselle Franz, ebenfalls erste Liebhaberin, spielt schlecht aus Bescheidenheit; sie hat etwas Sprechendes im Gesicht, nämlich einen Mund. Madame Fabrizius ist ein niedliches Figürchen, und gewiß enchantierend außer dem Theater. Ihr Mann,

Herr Fabrizius, hat in dem Lustspiel: „Des Herzogs Befehl“ den großen Fritz so meisterhaft parodiert, daß sich die Polizei hätte drein mischen sollen. Madame Carlsen ist die Frau von Herrn Carlsen. Aber Herr Vogt ist der Komiker: er sagt es ja selbst, denn er macht den Komödientzettel. Er ist der Liebling der Galerie, hat den Grundsatz, daß man eine Rolle wie die andere spielen müsse, und ich sah mit Bewunderung, daß er demselben getreu blieb als Fels von Felsenburg, als dummer Baron im „Apenröschen“, als Spießbürger = Anführer im „Vogelschießen“ u. s. w. Es war immer ein und derselbe Herr Ernst Vogt mit seiner Fistellkomik. Einen andern Komiker hat Posen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den Staberle und „Die falsche Catalani“ mit vielem Vergnügen gesehen. Madame Leutner ist die Direktrice der Posener Bühne, und findet Nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr spielte hier die Köhler'sche Truppe, die jetzt in Gnesen ist, und zwar im allerdesolatesten Zustande. Der Anblick dieser armen Waisenfinder der deutschen Kunst, die ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe in dem fremden kalten Polen herumirren, erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Ich habe sie bei Gnesen auf einem freien, mit hohen Eichen romantisch umzäunten Platze, ge-

nannt der Waldkrug, spielen sehen; sie führten ein Schauspiel auf, betitelt: „Bianka von Toreda, oder die Bestürmung von Castellnero“, ein großes Ritter-schauspiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde Viel darin geschossen und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängstigten Prinzessinnen, deren wirkliche Betrübniß merklich schimmerte durch ihre betäubte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit sichtbar hervorguckte aus ihrem fürstlichen Goldflitterstaate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor Kurzem spielte hier auch eine polnische Gesellschaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abstands-geld überließ ihr Madame Leutner die Benutzung des Schauspielhauses auf vierzehn Darstellungen. Die Polen gaben meistens Opern. An Parallelen zwischen ihnen und der deutschen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Posener von deutscher Zunge gestanden zwar, daß die polnischen Schauspieler schöner spielten als die deutschen, und schöner sangen, und eine schönere Garderobe führten u. s. w.; aber sie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anstand. Und Das ist wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöse, prettöse und graciöse Gravität deutscher Komödianten. Die Polen spielen im Lustspiel, im bürgerlichen

Schauspiel und in der Oper nach leichten, französischen Mustern; aber doch mit der original-polnischen Unbefangtheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen gesehen. Ich glaube, ihre Hauptforce ist das Sentimentale. Dieses bemerkte ich in einer Vorstellung des „Taschenbuchs“ von Kozebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczinski, Starost von Rawa“, Schauspiel in drei Akten, nach dem Deutschen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend schmelzenden Klagenerguß der Madame Szymkaylowa, welche die Sadwiga, Tochter des in Anklagezustand gesetzten Starosts spielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber Sadwiga's, trug dasselbe sentimentale Kolorit. An die Stelle der tabakschnupfenden Alten war ein schnupfender Haushofmeister, „Tadeusz Telempecki“, substituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmuth zeigten die polnischen Sängerinnen, und das sonst so rohe Polnische klang mir wie Italiänisch, als ich es singen hörte. Madame Skibinska beseligte meine Seele als Prinzessin von Navarra, als Zetulba im „Kalifen von Bagdad,“ und als Aline. Eine solche Aline habe ich noch nie gehört. In der Scene, da sie ihren Geliebten in den Schlaf singt und die bedrängenden Botschaften erhält, zeigte

sie auch ein Spiel, wie es selten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Gollfonda werden mir noch lange vor den Augen schweben und in den Ohren klingen. Madame Zawadzka ist eine liebliche Lorezza, ein freundlich schönes Mädchenbild. Auch Madame Wlodkowa singt trefflich. Herr Zawadzki singt den Olivier ganz vorzüglich, spielt ihn aber schlecht. Herr Romanowski giebt einen guten „Johann“. Herr Szymkaylo ist ein gar köstlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anstand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daß mich die polnischen Schauspieler so sehr ergötzen. Bei jeder Vorstellung, die sie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Posen sind, besuchten aus Patriotismus das Theater. Die meisten polnischen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reisten nach Posen, um polnisch spielen zu sehen. Der erste Rang war gewöhnlich garniert von polnischen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beisammen saßen und vom Parterre aus den herrlichsten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Posen und des Großherzogthums überhaupt will ich Ihnen Nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Alterthumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt, und gewiß

bald dem Publikum viel Interessantes darüber mittheilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky, der sechs Jahre im Auftrage unserer Regierung in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprachurkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine literarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Alterthumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Thätigkeit muß Derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechsunddreißig dicke, und zwar sehr dicke, und fast sämtlich schön geschriebene Quartbände Manuscript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige große, meistens historische Gedichte und Dichterblüthen des dreizehnten Jahrhunderts, alle durch Sach- und Spracherklärungen und Handschriften-Vergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtentheils dem Sagenkreise des Königs Artus angehören, und auch die größere Lesewelt ansprechen

können; ferner viele mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammenstellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überschriften den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Haupttheilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maximilian's I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden aus späterer Zeit am wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und den Geist seiner Zeit so treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele Familienverhältnisse des österreichischen Hauses Licht verbreiten und nicht Jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Professor Schottky, aus besonderer Gunst die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend Lieder aus alten verschollenen Sammlungen, aus seltenen fliegenden Blättern und aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben, — Materialien zur Geschichte der österreichischen Dichtkunst, dahin einschlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volksprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der österreichischen Fürsten, eine Menge

Hexenproceſſe in Originalakten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feſte und Gebräuche in Öſterreich, und eine Menge anderer ſehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntniß des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiſte deſſelben zeugen die oben erwähnten ſinnreichen Zuſammenſtellungen unter verſchiedene Rubriken; aber dieſes Verfahren entſtammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Profeſſor Schottky angehört. Nach meiner Anſicht geht die Erkenntniß des ganzen geiſtigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man ſeine einzelnen Momente in ein beſtimmtes Fachwerk einregiſtriert; wie ſehr ſchön und bequem es auch für das größere Publikum ſein mag, wenn man, wie in Schottky's Zuſammenſtellungen meiſtens der Fall iſt, z. B. unter der Rubrik Ritterthum gleich Alles beiſammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Feſtſpiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beiſammen findet, die ſich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn Dieſes ebenſo der Fall iſt bei Jagd, Liebe, Glaube u. ſ. w. Über den Glauben im Mittelalter giebt Profeſſor Schottky (bei Max in Breslau) nächſtens ein Werk heraus, betitelt:

„Gott, Christus und Maria.“ In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart“, welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munk in Posen) herausgibt, werden wir von ihm gewiß viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Theil der allgegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine literarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, daß dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hilfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottky'schen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größeren Publikum unzugänglich bleiben müßten. Außerdem muß man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzlich Versehen in deutschen Geist und deutsches Wesen nothwendig erfordert. Den deutschen Alterthums-

forscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, daß der heiße Enthusiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackre Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, daß gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst- und Geschichtsdenkmale im Allgemeinen übel accreditiert ist; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus sich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet, als die bittersten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht widerfahren läßt, wo kein alberner Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenparticlen des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwischen dem Nibelungenlied und der Odyssee, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organischen Zu-

sammenhange erkennt, und nur mit sich selbst vergleicht, und das Nibelungenlied einen versificierten Dom und den Kölner Dom ein steinernes Nibelungenlied nennt.

Der Thee.

Humoreske.

(1830.)

Der Schauplatz der Geschichte, die ich jetzt erzählen will, sind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutscher Leser; es ist gar keine Politik darin, sondern bloß Philosophie, oder vielmehr eine philosophische Moral, wie du es gern hast. Es ist wirklich sehr politisch von dir, wenn du von Politik Nichts wissen willst, du erführest doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daß ich mich die letzten Jahre fast nur mit Politik beschäftigt und sogar politische Bücher herausgab. „Wir lesen sie zwar nicht,“ sagten sie, „aber es macht uns schon ängstlich, daß so Etwas in Deutschland gedruckt wird, in dem Lande der Philosophie und der Poesie. Willst du nicht mit uns träumen, so wecke uns wenigstens nicht aus dem süßen

Schlafe. Laß du die Politik, verschwende nicht daran deine schöne Zeit, vernachlässige nicht dein schönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunstansichten oder irgend eine gute philosophische Moral.“

Wohlan, ich will mich ruhig wie die Andern aufs träumerische Polster hinstrecken und meine Geschichte erzählen. Die philosophische Moral, die darin enthalten sein soll, besteht in dem Satze: daß wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringsten selbst daran Schuld zu sein. Eigentlich sollte ich bei diesem Satze in der ersten Person des Singularis sprechen — nun ja, ich will es, lieber Leser, aber ich bitte dich, stimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verschuldet. Denn ist es meine Schuld, daß ich einen guten Geschmack habe, und daß guter Thee mir gut schmeckt? Und ich bin ein dankbarer Mensch, und als ich in den Bädern von Lucca war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort so guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieses Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demselben Hause wohnte, sehr oft angestimmt, und diese Dame wunderte sich darüber um so mehr, da sie, wie sie klagte, trotz allen Bitten von unserem Hauswirth keine guten Thee

erhalten konnte und deshalb genöthigt war, ihren Thee per Estafette aus Livorno kommen zu lassen.

„Der ist aber himmlisch!“ setzte sie hinzu und lächelste göttlich.

Milady, erwiderte ich, ich wette, der meinige ist noch viel besser.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und sie versprachen, des anderen Tages um sechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erscheinen, wo man so traulich beisammen sitzen und ins Thal hinabschauen kann.

Die Stunde kam, Tischchen gedeckt, Butterbrötchen geschnitten, Dämchen vergnügt schwatzend — aber es kam kein Thee.

Es war Sechs, es wurde halb Sieben, die Abendshatten ringelten sich wie schwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer sehnsüchtiger, die Vögel zwitscherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenstrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerksam, daß die Sonne verzögernd scheidet, und sichtbar ungern die Gesellschaft ihrer Mitsonnen verlasse.

Das war gut gesagt — aber der Thee kam nicht.

Endlich, endlich, mit seufzendem Gesicht, kam mein Hauswirth und frug: ob wir nicht Sorbett statt des Thees genießen wollten?

„Thee! Thee!“ riefen wir Alle einstimmig.

Und zwar denselben — setzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

„Von demselben, Excellenzen? Es ist nicht möglich!“

Weshalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirth, er stammelte, er stockte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geständnis — und es löste sich das schreckliche Räthsel.

Mein Herr Hauswirth verstand nämlich die bekannte Kunst, den Theetopf, woraus schon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Wasser zu füllen, und der Thee, der mir so gut geschmeckt, und wovon ich so viel geprahlt, war Nichts anders, als der jedesmalige Aufguß von demselben Thee, den meine Hausgenossin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Wälder von Lucca haben ein ganz außerordentliches Echo, und wissen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

Recensionen.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach

auf das Jahr 1821.

Herausgegeben von Friedrich Raßmann.

hann, bei Schuck und Wundermann.

(1821.)

„Was lange wird, wird gut“ — „Eile mit Weile“ — „Rom ist nicht in einem Tag gebaut“ — „Kommst du heute nicht, kommst du morgen“ und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutsche beständig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung, und sollten mit Recht der ganzen deutschen Geschichte als Motto vorangesezt werden. — Nur unsere Almanachs-Herausgeber haben sich von jenen ledigen Sprichwörtern losgesagt, und ihre poetischen Blumensträußchen, die dem Publikum in winterlicher Zeit ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen sein sollen, pflügen schon im Frühherbste zu erscheinen. Es ist daher befremdend, daß vorliegender poetische Blu-

menſtrauß ſo ſpät, nämlich im April 1821, zum Vorschein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einſendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumenhändlerin, der Verlagshandlung? Doch es iſt ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetiſches Taſchenbuch oder ähnliches Duodezbüchlein, das als ein niedliches Neujahrsgeſchenk in die Sammet-Ridikülholder Damen geſchmeidig hineingleiten ſoll, oder beſtimmt iſt, mit der feingelätteten Bignettenkaſpel und dem hervorblitzenden Goldſchnitt auf duſtender Toilette neben der Pomadenbüchſe zu prangen; nein — Herr Kaſſmann giebt uns einen Muſen-Almanach. In einem ſolchen darf nämlich gar keine Proſa (und, wenn es thunlich iſt, auch gar nichts Proſaiſches) enthalten ſein; aus dem einfachen Grunde: weil die Muſen nie in Proſa ſprechen. Dieſer Satz, der durch hiſtoriſche Erinnerungen an die Muſen-Almanache von Voß, Tieck, Schlegel u. ſ. w. entſtanden iſt, hat des Referenten ſelige Großmutter einſt veranlaßt, zu behaupten, daß es eigentlich gar keine Poeſie giebt, wo keine Reime klingen oder Hexameter ſpringen. Nach dieſem Grundſatz kann man dreißt behaupten, daß viele unſerer berühmten, viele unſerer ſehr geleſenen Autoren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann, Claren,

Karoline Fouqué u. s. w. Nichts von der Poesie verstehen, weil sie nie oder höchst selten Verse machen. Doch viele Leute, worunter Referent so halb und halb auch gehört, wollen diesen Grundsatz bestreiten. Sollte Herr Rasmann nicht auch zu diesen Leuten gehören? Warum aber diese engbrüstige Laune, bei einer poetischen Kunstausstellung — was doch der Muses=Almanach eigentlich sein soll — gar keine Prosa einzulassen? — Indessen, abgesehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen, muß Referent gestehen, daß ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angesprochen hat, daß ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daß ihm bei der Lektüre des „Rheinisch=westfälischen Muses=Almanachs“ so wohlthun, heimlich und behaglich zu Muth war, als ob er sein Leibgericht äße, rohen westfälischen Schinken nebst einem Glase Rheinwein. Durchaus soll hier nicht angedeutet sein, als ob die im Almanach enthaltenen westfälischen Dichter mit westfälischem Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheinischen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernwestfalen, um nicht zu wissen, daß er in keinem Zweige der Literatur seinen Nachbarn nachzustehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt ist, mit den

literarischen Kastagnetten sich durchzuklappern und ästhetische Maulhelden niederzuschwätzen.

Von den siebenunddreißig Dichtern, die der *Musen-Almanach* vorführt und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muß zuerst der Herausgeber erwähnt werden. Rasmann gehört der Form nach der neuern Schule zu; doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenstände der literarischen Thätigkeit Rasmann's wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und sein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes (lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode gekommen!) In den Gedichten Rasmann's, die der *Musen-Almanach* enthält, besonders in „Einzwängung des Frühlings“, „Der Töpfer nach der Heirath“ und im „Armen Heinrich“ finden sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebevolle Betriebsamkeit und fast Hans=Sachsische Ausmalerei. E. M. Arndt's Gedicht „Die Burg des echten Wächters“ ist herzlich und jugendlich frisch. In W. v. Blomberg's „Elegie auf die Herzogin von Weimar“ sind recht schöne und anmuthige Stellen. Bueren's Nachtstück „Die Hexen“ ist sehr anziehend; der Verfasser fühlt

gar wohl, wie Viel durch metrische Kunstgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, besonders der spondeischen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derselben beobachtet werden muß, ist ihm bis jetzt noch unbekannt. In F. B. Rousseau's Gedicht „Verlust“ weht ein zarter und doch herzlich glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich süße Wehmuth. Heilmann's Gedicht „Geist der Liebe“ wäre sehr gut, wenn mehr Geist und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobald's „Schelm von Bergen“ ist wunderschön, fast unübertrefflich; doch der Verfasser ist auf falschem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verse und Sprachplumpheit nachzuahmen sucht. Der gemüthliche Gebauer giebt uns hier vier Gedichte, recht herzlich, recht hübsch. Wilhelm Smets giebt ebenfalls eine Reihe schöner Dichtungen, wovon einige gewiß seelenerquickend genannt werden dürfen. Zu diesen gehören das Sonnett „An Ernst von Lassaulx“ und das Gedicht „An Elisabeth's Namenstage.“ Nikolaus Meyer's Gedichte sind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerschönsten ist das Gedicht „Liebesweben.“ „Der Klausner“ von Freifrau Elise von Hohenhausen ist ein sinniges, heiteres, blühendes Ge-

mälde, von dessen Anmuth und Lieblichkeit das Gemüth des Lesers angenehm bewegt wird. Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins ist recht ansprechend, das Außere desselben fast zu bescheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läßt bald den Mangel des Goldschnitts übersehen.

Gedichte

von Johann Baptist Rousseau.

Crefeld, bei Sunke. 1823.

Poesien für Liebe und Freundschaft.

Von Demselben.

Hamm, bei Schuß und Wundermann. 1823.

(1823.)

Die Gefühle, Gesinnungen und Ansichten des Jünglingsalters sind das Thema dieser zwei Bücher. Ob der Verfasser die Bedeutung dieses Alters völlig begriffen hat, ist uns nicht bekannt; doch ist es unverkennbar, daß ihm die Darstellung desselben nicht mißlungen ist. — Was will ein Jüngling? Was will diese wunderliche Aufregung in seinem Gemüthe? Was wollen jene verschwindenden Gestalten, die ihn jetzt ins Menschengewühle, und nachher wieder in die Einsamkeit locken? Was wollen jene unbestimmten Wünsche, Ahnungen und Neigungen, die sich ins Unendliche ziehen, und verschwinden, und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beständigen Be-

wegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unseren eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben.“ Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen Was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches Dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte, in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, daß der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Aussprüchen, Thätigkeiten und anderen

Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen, und frei und schlicht, oft großartig = ehrlich und kindlich = naiv ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüthe abspiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantikerschule befolgt, und hat, statt nach der bekannten falschen Idealität zu streben, die besondern Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingzeichnet. Aber was ihn als Dichter befundet, ist: daß in jenen Besonderheiten sich wieder das Allgemeine zeigt, und daß sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonnetten manchmal dargiebt, das Idealische selbst uns sichtbar entgegen tritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, daß sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffasst und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitsfinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammen zu setzen, daß sie sich zu einem schönen, echt poetischen

Gedichte gestalten. Deshalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all seiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewussten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber Jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daß die Leidenschaft eben so gut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Sünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkelästhetiker, die

vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts Anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läßt sich sagen, daß sie zum Theil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maß der Kraft Desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verschiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
 Der jezigen deutschen Jugend,
 Und ihre, gleich einer Titanei,
 Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserm Bedünken etwas zu massiv geschrie-

ben. Es kommt darauf an, den Geist der Volksliedformen zu erfassen, und mit der Kenntniss desselben nach unserem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeschmackt klingen daher die Titulatur-Volkslieder jener Herren, die den heutigsten Stoff aus der gebildeten Gesellschaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksbursche vor zweihundert Jahren für den Erguß seiner Gefühle passend gefunden. Der Buchstabe tödtet, doch der Geist macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erste Hälfte, „Tempel der Liebe“ überschrieben, aus poetischen Apologien befreundeter Geister besteht. Unter den Liebessonetten halten wir am gelungensten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundschaft“ zeichnen wir aus die Sonette an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuser, Rückert, Blomberg, Löben, Zimmermann, Arndt und Heine. Unter diesen hat uns das Sonett an S. Kreuser am meisten angesprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfasser nicht, wie so manche zahme Leute, aus bekannten Gründen sich scheut, von diesem ehrenwerthen Manne öffentlich zu sprechen. In diesem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verstehen; Babel liegt nicht an der Seine,

Das ist ein widerwärtiger geographischer Irrthum von 1814. Im Ganzen scheint kein tadelwürdiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft“ zu wohnen, und es mag hie und da das versificierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist Dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorberzweige geschmückt, daß Herr Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Rothkügeln zu bewerfen; wenn Solches nicht geschieht, so ist es Samerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.

Tasso's Tod.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Wilhelm Smets.

Koblenz, bei Hölcher.

(1821.)

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemüthlich angesprochen, daß es uns wahrlich schwer ankömmt, sie mit der nothwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurtheilen, ihren innern Werth mit Unterdrückung individueller Anregungen gewissenhaft genau zu bestimmen, und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden

Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitzcher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht, und über den Baum räsontiert und in sich murmelt: „Das war ein erbärmliches Lager, Das waren ja herbe Holzäpfel, Das war ein unausstehliches Spazengepiepe u. s. w.“ Indessen, das Recensieren hat doch auch sein Gutes. Es giebt heuer so viele wunderliche Bäume auf dem Parnass, daß es Noth thut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wanderer lesen kann: „Unter diesem Baume läßt sich's angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen“; — so wie auch: „Auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spuken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein sauberer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen.“

Wir haben oben bemerkt, daß wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurtheilen wollen. Doch, da in Betreff derselben auch unsere größten Ästhetiker nicht mit einander übereinstimmen, da es Unmaßung wäre, wenn

wir unsere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch subjektive Ansicht das Verdienst des Dichters unbewusst beeinträchtigen möchten, so wollen wir nie unbedingt ein Urtheil über die Leistungen Desselben fällen, ohne erst mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen ästhetischen Grundsätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Gesichtspunkten beurtheilen: aus dem dramatischen, aus dem poetischen und aus dem ethischen Gesichtspunkte.

Lyrik ist die erste und älteste Poesie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menschen, sind die ersten poetischen Ausbrüche lyrischer Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern scheinen hier dem Dichter zu abgedroschen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, imposanteren Bildern und Vergleichen, um sowohl seine subjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenstände auf seine Subjektivität ausüben, lebendig darzustellen. Es giebt Individuen und ganze Völker, die es in der Poesie nie weiter als bis zu dieser Dichtart gebracht haben. Bei Beiden deutet Solches auf einen Zustand der Geisteskindheit oder der flachen Einseitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewisse Verstandesreise eingetreten ist, sobald

sein geistiges Auge das innere Getriebe der äußern Gegenstände und Begebenheiten besser durchschaut, und sein Geist die Gesammtanschauung dieser Außenwelt in sich aufnimmt, so wird es auch ein neues Bestreben des Dichters sein, diese äußern Gegenstände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimischung von subjektiven Gefühlen und Ansichten, poetisch schön darzustellen. So entsteht die epische und die dramatische Dichtung.

Gewisse Talente, wie man sieht, werden von der einen dieser Dichtungsarten eben so gut wie von der andern erfordert, nämlich: allgemeine Naturanschauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue, lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenschaften, Charakteren u. s. w. Doch machen wir die vielbestätigte Bemerkung: daß Dichter, die in der einen dieser Dichtungsarten Meister sind, oft in der andern nichts Erträgliches zu Stande bringen können. Diese Beobachtung führt uns zur Untersuchung, ob jenes Mißlingen nicht dadurch entsteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich sind, als bei der andern, und weil vielleicht das Wesen beider Dichtungsarten so erstaunlich von einander verschieden ist?

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstätte, belauschen und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns Nichts leichter, als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht selten ein Voreinander (Vorausagen der Katastrophe). Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Kostüm seiner Helden, er läßt sie zwar sprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen, und zuweilen gar schießt ein Blitzstrahl aus seinem eigenen Gemüthe, aus seiner Subjektivität, und beleuchtet mit schnellem Lichte das Lokal und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjektive Aufblitzen, wovon unsere zwei besten epischen Gedichte, die Odyssee und die Nibelungen, nicht frei sind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt schon, daß das Talent des gänzlichen Heraus tretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist, als beim Drama. In dieser Dichtart muß jenes Talent vollkommen sein. Aber Das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste. Das Drama setzt eine Bühne voraus, wo sich nicht Jemand hinstellt und das Gedicht

vordeklamiert, sondern wo die Helden des Gedichts selbst lebendig auftreten, in ihrem Charakter mit-sammen sprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur nothwendig aufzuzeichnen, was sie sprechen und wie sie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergißt, daß diese lebendigen Heldenvorsteller das Recht haben, nach eigener Willkür sich zu gruppieren und Grimassen zu schneiden, daß der Theaterschneider für hübsche Kleider, der Dekorationsmaler für hübsche Umgebungen, der Kapellmeister für dämmernde Gefühle, und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epischen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er sich im Drama versucht, verwickelt er sich in schöne Gegendbeschreibungen, Charakter-schilderungen und zu feine Nuancierungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillstand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas ist also lebendiges und immer lebendigeres Fortschreiten und Ineinander-greifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteristische im Wesen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und Jedem ist es durchaus erklärbar, warum so viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des Epischen übergehen, weil sie hier

ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen, und durch etwanige Versuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermischung des Epischen und des Lyrischen bestehen, sich an jene Verleugnung der Subjektivität allmählich gewöhnen können, oder einen leichten Übergang zum Reinepischen finden, statt daß bei der dramatischen Dichtung keine solche Übergangsform vorhanden ist, und gleich die allerstrengste Unterdrückung der hervorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugleich ist es sichtbar, daß es die Gewohnheit, welche den erprobtesten epischen Dichter, der immer an Lokal- und Kostümschilderungen u. Dgl. denkt, zum schlechten Dramatiker macht, und daß es daher gut ist, wenn der Dichter, der im Dramatischen sich hervorthun will, aus dem Gebiete der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daß dieses Letztere der Fall ist beim Verfasser der vorliegenden Tragödie, dessen Lyrische Gedichte sowohl durch äußern Glanz als lebendige Innigkeit uns so oft entzückt haben. Indessen, wie schwer, wie äußerst schwer der Übergang vom Lyrischen zum Dramatischen ist, hat unser Herr Verfasser selbst erfahren, da ihm seine erste, dem „Tasso“ vorangehende Tra-

gödie gänzlich mißlungen ist. Doch das ehrliche Geständnis, womit der Verfasser in der Vorrede zum „Tasso“ über dieses Mißlingen sich äußert, so wie auch der überraschende Eindruck, den letztere Tragödie auf Denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu lesen, das Alles berechtigt uns, viele Mängel des „Tasso“ zu übersehen, das rüstige Fortschreiten des Verfassers zu bewundern, sein schon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf solchem Wege und bei solchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die bescheidene Erklärung in der Vorrede zum „Tasso“ macht es uns gleichsam zur Pflicht, jeder Vergleichung desselben mit dem Goethe'schen Drama desselben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die Begebenheit, welche letzterm zur Katastrophe dient, auch von unserm Verfasser benutzt worden ist, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Tasso umarmt Leonore von Este. Als historisch müssen wir diese Begebenheit leugnen. Tasso's Hauptbiographen, sowohl Serassi, als auch (wenn wir nicht irren) Manso, verwerfen sie. Nur Muratori erzählt uns ein solches Märchen. Wir zweifeln sogar, ob je eine Liebe zwischen der zeh'n Jahr'

ältern Prinzessin Leonore und Tasso existiert habe. Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alphons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, seinen eigenen Ruhm geschmälert zu sehn, den armen Dichter ins Narrenhospital einsperren lassen. Ist es denn so etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daß ein Poet verrückt geworden sei? Warum wollen wir uns dieses Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigstens annehmen, daß die Ursache jener Einsperrung sowohl im Hirne des Dichters, als im Herzen des Fürsten gelegen habe? Doch wir wollen von allem historischen Vergleichen lieber gleich abgehen, setzen die Fabel des Stücks, wie sie allgemein gäng und gebe ist, als bekannt voraus, und sehen zu, wie unser Verfasser seinen Stoff behandelt hat.

Das Erste, was wir hier erblicken, ist, daß der Verfasser eine von Manso erwähnte und von Scraffi durchaus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch diesen glücklichen Griff gewinnt das Stück an interessanter, intrigentartiger, dramatischer Verwicklung. Diese Leonore No. 3, genannt Leonore von Gisello, ist Gesellschafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigespräch

dieser Beiden im Schlosspark zu Ferrara beginnt das Stück.

Leonore von Gisello gesteht, daß sie Tasso liebe, und erzählt, daß sie einen Beweis seiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daß dieser Beweis, der darin bestehe, daß so oft in Tasso's Liedern der Name Leonore gefeiert werde, sehr zweideutig sei, da noch zwei andere Damen des Hofes, sie selbst und die Prinzessin, denselben Namen führen. Es wäre sogar wahrscheinlich, daß die Prinzessin die Gefeierte sei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Tasso dem Herzog sein vollendetes Gedicht, das befreite Jerusalem, überreichte, und die Prinzessin

— — mit schnell gewandten Händen griff
 Zum Lorberkranz, der Virgil's Marmor schmückte,
 Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
 Der niederbog sein Knie, sein lockicht Haupt,
 Das eine Fürstin liebend ihm umlaubt!
 Da zittert' er; so tief er sich auch beugte,
 Hob sich sein Auge doch zu ihr empor,
 Ich sah's, wie es hinauf, heiß funkelnd, strebte;
 Das war das Höchste, was ihm konnt' begegnen,
 Und gegen tausendfachen Lorberkranz
 Des Kapitols hätt' er nicht den vertauscht,

Den er seit jener Stund' mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über seine Scheitel.
Unwillig sieht Alfonso dieses Treiben,
Er sieht des Standes Majestät verletzt,
Und was zurück noch ist, wer sagt Das gern?!

Die Prinzessin erscheint, sie neckt die Gräfin
wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore.
In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzessin
ihre Liebe für Tasso. Letzterer tritt auf, spricht von
seiner Liebe zu ihr.

Prinzessin.

O schweiget, Tasso, schweigt, ich bitt' Euch drum,
Um meinetwegen schweigt, ich weiß das Alles.

Tasso.

Ihr könnt nicht wissen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verrathen mich zu sehn,
Um Euch nicht zu verrathen, hin und wieder
Als ein Verstellter um drei Wesen schmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er versinkt in Liebesschwärmerei und entfernt
sich, wie der Herzog naht. Dieser macht bittere
Anspielungen auf Beider Liebe; die Prinzessin weint,

Alphons entfernt sich, Tasso kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?“ Er lodert auf in stolzer Kraft, verwirrt sich in ein schmachzendes Sonett, und in Liebeswahnsinn umarmt er die Prinzessin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, ist unterdessen im Hintergrunde erschienen und tritt schnell auf Tasso los. Ende des ersten Akts.

Die Prinzessin in Liebeswehmuth versunken.
Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unsern Dichter ruhig gehn,
Ihr wisset's, und konntet selbst Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf sei Graf Tirabo zu Tasso gekommen,
und habe ihn verhöhnt mit erkünsteltem Mitleid.
Tasso schlägt ihn —

Doch er besann sich, fordert ihn zum Kampf,
Und zieht den Degen im Palast Ferrara's.

— — — —
Der Graf schützt vor des Ortes Majestät,
Und harret sein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Tasso von Tirabo's Brüdern, drei heimtückischen Buben, überfallen, doch er wehrt sich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volkes über Tasso's Sieg. Der Herzog erscheint, verwundet die Schwester durch neue Bitterkeiten, und verweist sie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er sich in seiner wahren Gestalt:

Sie geht — es sei! Verlier' ich ihre Gunst,
 Soll der Verlust die Andern mir gewinnen.
 Ich bin der Herrscher hier, der Herr des Hofes,
 Der Ehre Gaben spend' ich aus, versammle
 Der Künste Kreis großmüthig, Lust und Glanz
 Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
 Von fernher zieht der Fürst und Edelmann
 Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
 Wovon der Ruf in allen Ländern sprach;
 Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
 Der Letzte, unbemerkt läßt man mich gehn,
 Erwärmt sich an der Fürstenwürde Strahl,
 In meiner Größe Schatten ruht sich's gut,
 Doch eines Irrelichts Glänzen schaut man nach,
 Und einem Echo hört man seufzend zu.
 Das ist der Dichter, den ich herberufen,
 Der müßig durch das rege Leben schlendert,

Der Jagdlust Mordlust nennt, und statt der Erde,
 Worauf er wächst und lebt, den Mond besieht —
 Er seh' sich vor, in meinem Herzogsmantel
 Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt sich los,
 Zum Falle wird die Schleppe seinem Fuß!

Graf Tirabo erscheint, und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies ist die Entfernung Tasso's. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daß die Prinzessin sich von ihm gewendet habe, und er wird sich von selbst entfernen. — Tasso ist befreit, und ergeht sich im Garten. Er hört Guitarrentöne, und eine Stimme singt ein schmelzend üppiges Lied aus seinem „Aminta“. Es ist die Sängerin Justina, sie will den frommen Dichter mit süßen Klängen in die Netze der Sinnelust verlocken. Tasso beschämt sie mit ernster Rede, spricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofes, vom Fürsten selbst. — Da erscheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürsten gelästert habe und wahnsinnig schein, wird Tasso nach St. Annen geschleppt. Ende des zweiten Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigespräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müsse Tasso streng hüten lassen. Der Herzog will ihn

nur unschädlich wissen, nämlich wegen seiner Liebe zur Prinzessin. Diese erscheint und bittet ihren Bruder um Loslassung des Dichters. Der Herzog ist dazu geneigt, wenn sie sich nach Palanto entfernen wolle. Sie entschließt sich dazu, sie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Tasso in ihrer Abwesenheit. Tiefer Liebeschmerz der Prinzessin. Ende des dritten Akts.

Garten des Hospitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hospitals und Leonore von Gisello; Letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet sich von ihm die Erlaubnis, den als wahnsinnig eingesperrten Tasso zu sprechen. Schwärmerisches Gespräch zwischen Diesem und Leonore; sie sagt ihm, daß sie nach dem heiligen Lande pilgre, und giebt ihm einen Schlüssel, um sich durch die Pforte der Erkerstiege zu befreien. Tasso glaubt, er habe eine Engelserscheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, daß Tasso freigelassen werden solle. — Nacht. Erker von Tasso's Gemach unweit der Brücke, die über den Fluß führt. Leonore von Gisello, im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, sinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzessin nebst ihrer Hofdame geht über die Brücke, um sich nach Palanto zu begeben. Tasso erscheint am Erkerfenster. Unendlich

wehmüthiges Liebesgespräch zwischen ihm und der Prinzessin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Gisello erhebt sich von ihrem Sitze, fühlt sich durch das angehörte Gespräch gestärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Tasso nochmals mit mildem Worte, und geht schnell ab. Tasso ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geist!“

Die Ketten fallen, und Tasso ist frei!

Er streckt die Arme aus nach der Enteilenden
— Ende des vierten Akts.

Sprechzimmer im Kloster St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manso, Tasso's Jugendfreund (?). Dieser ist eben in Rom angekommen und erfährt, daß Tasso den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden solle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, daß Tasso im Nebenzimmer schlafe, aber sehr krank sei, und schon von ihm das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, daß Tasso eigenmächtig seiner Haft entsprungen sei, just an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit schenkte, daß ein Pilger ihm heimlich den nothwendigen Schlüssel gegeben habe, daß dieser Pilger wahrscheinlich Leonore von Gisello gewesen sei, daß aber Tasso ihn noch immer für einen gottgesandten Boten

halte. Er schildert den Zustand, wie er Tasso wiedergefunden:

Wie ich ihn sah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgefetzt
Des frühen Lenzes wechselvollem Treiben.
Auf Hagelschlossen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis frost'ger Hauch die Wolken vor sich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrten Lorbers heil'gen Schmuck,
Den ihm Prinzessin Leonore einst
Aufs Haar gesetzt für sein heilig Lied.

Tasso sollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieser Platz dem Kapitole näher liegt. — Tasso erscheint, den Lorberkranz der Prinzessin in der Hand. Er spricht wie ein schon Verklärter, und empfängt liebevoll seinen Manjo. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen, Tasso abzuholen. Volk drängt sich hinzu; Jubel und Musik. Begeisterung ergreift Tasso, er spricht von einer überirdischen Krönung, er hebt den Lorber der Prinzessin in die Höhe:

Mit diesem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der schöne Engel mich umzweigen,
Von meinem ird'schen Ruhm soll dieser zeugen!

Er legt den Lorber in die Hände des Beichtvaters. Matt und schwankend wird er in Triumph und unter rauschender Musik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Dymphrias. In der Mitte die Bildsäule des Ariost. Im Hintergrunde Aussicht auf das Kapitol. Constantini und Cardinal Cinthio treten hervor. Ersterer erzählt den Tod der Prinzessin Leonore.

Da herrschte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Tasso's Lieder tönen dort nicht mehr;
Er war verschwunden und die Fürstin todt.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich,
Ferrara zu verlassen, und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Dass nicht die Nachrichten von der Fürstin Tod
Boreilig Tasso's hohe Qualen steigre.

Tasso wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zusammensinken will, lassen ihn seine Führer auf eine der Stufen von Ariost's Bildsäule nieder. Sauchzen des hereindringenden Volks. Kar-

dinäle, Prälaten, Nobili und Officiere füllen die Halle. Musikwirbel. Tasso erhebt sich mit Anstrengung. Constantini zu seinen Füßen, und begrüßt so den verherrlichten Freund. Tasso blickt erschrocken auf ihn nieder:

Tasso.

So ist es wahr, und nicht hat mir's geträumt,
Ich sah dich früher schon auf meinem Wege.
Mit schwarzem Flore war dein Kleid umsäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerschläge,
Und geisterähnlich sprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!“

Tasso stirbt sichtbar ab, spricht verzückt von Gott und Geisterliebe, sinkt hin, und sitzt als Leiche auf dem Piedestal der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers Ariosto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorberkranz, setzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Musik. Der Vorhang fällt.

Nach unsern vorangeschickten Erklärungen müssen wir jetzt gestehen, daß der Verfasser in der Behandlung seines Stoffs nur sehr unbedeutendes dramatisches Verdienst gezeigt hat. Die meisten seiner Personen sprechen im selben Tone, fast wie in einem Marionettentheater, wo ein Einzelner den verschie-

denen Puppen seine Stimme leiht. Fast alle führen dieselbe lyrische Sprache. Da nun der Verfasser ein Lyriker ist, so können wir behaupten, daß es ihm nicht gelungen ist, aus seiner Subjektivität gänzlich hervorzutreten. Nur hie und da, besonders wenn der Herzog spricht, bemerkt man ein Bestreben darnach. Das ist ein Fehler, dem fast kein lyrischer Dichter in seinen dramatischen Erstlingen entging. Hingegen das lebendige Sineinandergreifen des Dialogs ist dem Verfasser recht oft gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo Alles festgefroren scheint, und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigerissen sind. Die erste Expositions-scene ist ganz nach der leidigen französischen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders ist Das bei unserm großen Muster, bei Shakspeare, wo die Exposition schon eine hinreichend motivierte Handlung ist. Ein beständiges Fortschreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewissen Punkten sieht man ein solches Fortschreiten. Dergleichen Punkte sind das Ende des ersten und des vierten Akts; jedesmal nimmt alsdann der Verfasser gleichsam einen neuen Anlauf.

Wir gehen über zur Untersuchung des poetischen Werthes des „Tasso.“

Es wird Manchen Wunder nehmen, daß wir unter dieser Rubrik den theatralischen Effekt erwähnen. In unserer letzten Zeit, wo meistens junge Dichter auf Kosten des Dramatischen nach dem theatralischen Effekt streben, ist beider Unterschied genugsam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies sündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf sein Publikum machen, und dieser Eindruck wird leichter durch das Theatralische, als durch das Dramatische eines Stückes hervorgebracht. Goethe's Tasso geht still und klanglos über die Bühne; und oft das jämmerlichste Nachwerk, worin Dialog und Handlung hölzern, und zwar vom schlechtesten Holze sind, worin aber recht viele theatralische Knallerbsen zur rechten Zeit losplagen, wird von der Galerie applaudiert, vom Parterre bewundert und von den Logen huldreichst aufgenommen. — Wir können nicht laut genug und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr sagen, daß, jemehr in einem Drama das Streben nach solchem Knalleffekt sichtbar wird, desto miserabeler ist es. Doch bekennen wir: wo natürlich und nothwendig der theatralische Effekt angebracht ist, da gehört er zu den poetischen Schönheiten eines Dramas. Dies ist der Fall in vorliegender Tragödie. Nur sparsam sind theatralische

Effekte darin eingewebt, doch wo sie sind, besonders am Ende des Stücks, sind sie von höchst poetischer Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daß wir die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten zu den poetischen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus nothwendig zum Wesen der Tragödie. Doch, wie wir unten sehen werden, giebt es eine dramatische Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entschuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, so werden wir zwar die Beobachtung dieser beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob sie zum Wesen eines Drama's durchaus nothwendig wären, sondern weil sie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichsam das Siegel der höchsten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieser Schmuck auf Kosten größerer poetischer Schönheiten erkauft werden soll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts ist daher lächerlicher, als einseitige strenge Beobachtung dieser zwei Einheiten und einseitiges strenges Verwerfen derselben. — Unser Herr Verfasser hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Ansicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur

Verantwortung ziehn. Doch auch hier glauben wir eine Entschuldigung für ihn zu finden.

Wir theilen die Tragödien ein in solche, wo der Hauptzweck des Dichters ist, daß eine merkwürdige Begebenheit sich vor unsern Augen entfalte; in solche, wo er das Spiel bestimmter Leidenschaften uns durchschauen lassen will, und in solche, wo er strebt, gewisse Charaktere uns lebendig zu schildern. Die beiden erstern Zwecke hatten die griechischen Dichter. Es war ihnen meistens darum zu thun, Handlungen und Leidenschaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten sie füglich entbehren, da ihre Helden meistens bekannte Heroen, Götter und dergleichen stehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entstehung ihres Theaters. Priester und Epiker hatten lange schon voraus die Kontouren der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders ist es bei unserm modernen Theater. Characterschilderung ist da eine Hauptsache. Ob nicht auch die Ursache davon in der Entstehungsart unseres Theaters liegt, wenn wir annehmen, daß dasselbe hauptsächlich entstanden ist durch Fastnachtsspiessen? Es war da der Hauptzweck, bestimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu lassen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenschaft zu entwickeln. Beim

großen William Shakspeare finden wir zuerst obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angesehen werden, und bleibt unser großes, freilich unerreichbares Muster. Johann Gotthold Ephraim Lessing, der Mann mit dem klarsten Kopfe und mit dem schönsten Herzen, war in Deutschland der Erste, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenschaften und Charakteren am schönsten und am gleichmäßigsten in seinen Dramen verwebte, und zu einem Ganzen zusammenschmelzte. So blieb es bis auf die neueste Zeit, wo mehrere Dichter anfangen, jene drei Gegenstände der dramatischen Schilderung nicht mehr zusammen, sondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der Erste, der das Signal zu bloßen Charakterschilderungen gab. Er gab sogar auch das Signal zu Charakterschilderung einer bestimmten Klasse Menschen, nämlich der Künstler. Auf seinen Tasso folgte Dehenschläger's „Correggio,“ und Diesem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der „Tasso“ unseres Verfassers gehört zu dieser Gattung. Wir können daher bei dieser Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entschuldigen, und wollen sehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenschafts-Schilderungen treu und wahr sind.

Den Charakter des Haupthelden finden wir trefflich und treu gehalten. Hier scheint dem Verfasser ein glücklicher Umstand zu Statten gekommen zu sein. Nämlich, Tasso ist ein Dichter, oft ein lyrischer und immer ein religiös schwärmerischer Dichter. Hier konnte nun unser Verfasser, der alles Dieses ebenfalls ist, mit seiner ganzen Individualität hervortreten, und dem Charakter seines Helden eine überraschende Wahrheit geben. Dieses ist das Schönste, das Beste in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend gezeichnet ist der Charakter der Prinzessin; er ist zu weich, zu wächsern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale ist vom Verfasser gleichgültig behandelt; nur ganz schwach läßt er ihr Wohlwollen für Tasso hervorschimmern. Der Herzog ist in mehreren Scenen sehr wahr gezeichnet, doch widerspricht er sich oft. Z. B. am Ende des zweiten Akts läßt er Tasso einsperren, damit er seinen Namen nicht mehr verlästre, und in der ersten Scene des dritten Akts sagt er, es sei geschehen aus Besorgnis, daß nicht aus Tasso's Liebeshandel mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Graf Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch, sondern auch, was der Verfasser nicht wollte, ein inkonsequenter Mensch. Leonore von Gisello ist ein

hübsches Besperglöcklein, das in diesem Gewirre heimlich und lieblich klinget, und leiser und immer leiser verhallt.

Schön und herrlich ist die Diktion des Verfassers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend ist z. B. das Nachtgespräch zwischen der Prinzessin und Tasso. Diese wehmüthig weichen, schmelzend süßen Klänge ziehn uns unwiderstehlich hinab in die Traumwelt der Poesie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieses Verbluten ist eine unendliche Wollust, und aus den rothen Tropfen sprossen leuchtende Rosen.

Tasso.

Mit tausend Augen schaut auf mich die Nacht,
Und mich erfassen Zweifel: will sie leuchten,
Vielleicht auch lauschen? Hat mit solcher Pracht
Sie sich geschmückt, und fällt des Thaues Feuchten,
Daß sich dem Schläfe meine Glieder senken?

Prinzessin.

Hört' ich nicht Töne, die hinab sich neigten,
Als wollten sie zu meinem Herzen lenken?

Hofdame.

Fürwahr, Prinzessin, bleich verworrner Miene,

Als wollt' mit Schierlingsthau die Nacht ihn trän-
fen,

Täuscht mich's, wenn so nicht Tasso dort erschiene.

Tasso.

Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen?

Mit Majestät, als ob's der Hohen diene,

Kommt nebenher ein anderes gezogen.

Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleier,

Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen

Das Haupt vom Sternenchor, wie Demantfeuer.

Prinzessin.

Doch Thränenthau sinkt von dem Mond hernieder,

Und trübet meiner Sterne helle Feier.

Tasso.

Dem Thau entblühen neue Blumen wieder,

Und neue Kränze wird die Nacht uns winden. — —

Ebenfalls wunderschön sind die Verse S. 77;
so wie auch die Stanzas S. 82, wo Tasso zur
Gisello, die ihn als Pilger besucht, sagt:

Wie sich die Blume wendet zu der Sonne,
Und wie der Thau sich wiegt im Morgenschein,
Wie Engel flehn zur himmlischen Madonne,

Und Schar an Schar sich um die Hohe reihn:
So still und feierlich, voll sel'ger Wonne,
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
Klar seh' ich die Verklärte vor mir schweben,
Frei und in Banden ihr allein zu leben. — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig ist? Wir sind ganz dagegen, würden ihn nur bei reinlyrischen Ergüssen tolerieren, und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entschuldigen, wo Tasso selbst spricht. Im Munde des Dichters, der so viel in seinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigstens nicht ganz unnatürlich. Dem schlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke sein, dem guten Dichter wird er zur lästigen Fessel. Auf keinen Fall findet Derselbe Ersatz dafür, daß er sich in diese Fessel schmiegt. Denn unsre Schauspieler, besonders Schauspielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundsatz, daß die Reime für das Auge seien, und daß man sich ja hüten müsse, sie hörbar klingen zu lassen. Wofür hat sich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verse unseres Verfassers sind, so fehlt es denselben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunst des Enjambements, die beim fünffüßigen Sambus

von so unendlicher Wirkung ist, und wodurch so viele metrische Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat sich der Verfasser einen Sechsfüßer entschlüpfen lassen. Schon S. 1.

Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art.

Ob vorsätzlich? — Unbegreiflich ist uns, wie sich der Verfasser die Skansion „Virgil“ S. 7 und 22 erlauben konnte. So wie auch S. 4 „Und vielleicht darum, weil sie's nöth'ger haben.“ — S. 14. Der Daktylus „Hörenden“ am Ende des Verses füllt das Ohr nicht. Obschon unsere besten alten Dichter sich solche Fehler zu Schulden kommen lassen, sollten doch die jüngern sie zu vermeiden suchen.

Wir gehn jetzt über zur Frage: welchen Werth hat vorliegende Tragödie in ethischer Hinsicht?

Ethisch? Ethisch? hören wir fragen. Um Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie sich nicht an der Schuldefinition. Ethisch soll hier nur ein Rubrikname sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befaßt haben wollen. Hören Sie, ist es Ihnen noch nie begegnet, daß Sie innerlich mißvergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück, das Sie eben sahen, recht dra-

matisch, theatralisch, kurz voller Poesie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das ist es. Warum musste der Tugendhafte untergehn durch List der Schelme? Warum musste die gute Absicht verderblich wirken? Warum musste die Unschuld leiden? Das sind die Fragen, die uns marternd die Brust beklemmen, wenn wir nach der Vorstellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieses qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und sie erfannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Brust ein schweres Warum hervorstieg, kam gleich der ernste Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathschluss der Nothwendigkeit, dem sich sogar die Götter beugen. So war die geistige Ergänzungsucht des Menschen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unsichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unserer Zeit haben Dasselbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und so entstanden unsere heutigen Schicksalstragödien. Ob diese Nachbildung glücklich war, ob sie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechischen Urbild hatte, lassen wir dahingestellt. Genug, so löblich auch das Streben nach Hervorbringung

der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christenthum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützt, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuere Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunkeln Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Überirdischen, wo wir im Anschau so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das ist die Ursache, warum oft die traurigsten Dramen dem gefühlvollsten Herzen einen unendlichen Genuß verschaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat sich auch unser

Verfasser bestrebt, die Gefühlseinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzessin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menschen schicken,
Verstehet anders, was die Andern sagen,
Und was ihr selbst sagt, habt ihr nicht bedacht;
Das ist der schwarze Faden, den ihr selbst
Euch in das heitre Dichterleben spinnet —

in diesen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Tasso verfolgte. Auch unser Verfasser wusste mit vieler Geschicklichkeit den Himmelsvorhang vor unsern Augen leise aufzuheben, und uns zu zeigen, wie Tasso's Seele schon schwelget im Reiche der Liebe. Alle unsere Qualen des Mitleids lösen sich auf in stille Seelenfreude, wenn wir im fünften Akt den bleichen Tasso langsam hereintreten sehen mit den Worten:

Vom heil'gen Öle triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von schnödem Wesen dieser Welt gesungen,
Unwürdig haben sie berührt den Leib des Herrn. —

Freilich, wir müssen hier von einem historischen Standpunkt die Gefühle betrachten, die in unserm religiösen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche von Männern erfunden worden sind, die das menschliche Herz, seine Wunden und den heilsamen beseligenden Eindruck passender Symbole genau kannten. Wir sehn hier unsern Tasso schon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore musste ihm schon vorangegangen sein, und heilige Ahnung musste ihm die Zusicherung gegeben haben, daß er sie bereits findet. Dieser Blick hinter die Himmelsdecke versüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol schon in der Ferne erblicken, und der Vanggeprüfte in dem Augenblick, als er den höchsten Preis erhalten soll, todt niedersinkt bei der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers. Der Priester greift den Schlusaccord, indem er den Lorberfranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt setzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieses Lorbers, der Torquato's Leid und Freud' ist, in Leid und Freud' ihn nicht verläßt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet, und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen, sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unser Verfasser eben wegen jener Gefühlseinheit die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeschwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Fast möchten wir Dieses glauben, und wir können nicht umhin, den Verfasser zu bitten, die fünf Akte seiner Tragödie in drei zusammen zu schmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie sein würde. Der erste und zweite Akt wäre zusammengeschmolzen, und hieße: „Tasso's Hofleben“; der dritte und vierte Akt wäre ebenfalls vereinigt, und hieße: „Tasso's Gefangenschaft“; und der fünfte Akt, womit sich die Trilogie schlosse, hieße: „Tasso's Tod.“

Wir haben oben gezeigt, daß Einheit des Gefühls zum Ethischen einer Tragödie gehört, und daß unser Verfasser dieselbe vollkommen und musterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethischen Anforderung Genüge geleistet. Nämlich, seine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Versöhnung.

Unter dieser Versöhnung verstehen wir nicht allein die Aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch die weise Beobachtung der Grenzen des Reinenmenschlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenschaften

und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakespeare, und doch geschieht es nie, daß unser Inneres, unser Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist Das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüth soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandora's Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Übel fleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muß im Schweiß seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, daß unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Incest u. s. w. Daß am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord

begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, Das ist ein Sammer. In der That, wenn Das so fortgeht, werden die Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanischen Geschichte nehmen müssen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen u. s. w. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien, statt des wahrhaft Tragischen, ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluß das Theater auf die Sitten ausübt? Haben sie vergessen, daß sie diese Sitten milder, und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, daß das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat, und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, daß die Poesie in sich selbst genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum

zu erregen und zu befriedigen, ohne Vaternord und ohne Incest?

Es ist doch Jammerſchade, daß unſer großes Publikum ſo wenig verſteht von der Poefie, faſt eben ſo wenig wie unſere Poeten.

Struensee.

Trauerspiel in fünf Aufzügen,

von Michael Beer.

(Geschrieben zu München, Anfangs April 1828.)

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee“, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurtheilendes Wort aussprechen, so muß es uns erlaubt sein, zuvor auf Beer's frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war „Klytänneſtra“; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserlesenen, die Grillparzer's „Sappho“ als das höchste Muſter dieſer griechiſchen Gattung anſtaunen, ihre Tadler gehörten theils zu Solchen, die nur tadeln wollten, theils zu Solchen, die wirklich Recht hatten. Es iſt nicht zu leugnen, in den Geſtalten dieſer Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls Nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, ſondern nur ein herkömmlich theatraлиſches Aufblähen, kein begeiſtertes Wort, ſondern nur ſtelzenhafte Komödiantenhofſprache, und bis auf einige echte Beilichen war Alles nur ausgeſchnitzeltes Papierblumenwerk. Das Einzige, was ſich nicht verkennen ließ, war ein dramatiſches Talent, das ſich unabweiſbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdigen Miſsleitung.

Daß der Verfaſſer Dergleichen ſelbſt ahnte, bewies ſein zweites Trauerſpiel: „Die Bräute von Arragonien.“ Hie und da glänzt darin ſchon eine echte Flamme, echte Leidenschaft bricht hie und da hervor, etwas Poefie ließ ſich nicht abweiſen, aber, obgleich ſchon die papiernen Putzmacherblumen beſeitigt ſind und echte, organiſche Blumen zum Vorscheine kommen, ſo verrathen dieſe doch immer noch

ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, daß sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent läßt sich aber hier noch viel weniger erkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrthums, oder war es unbewusster Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria“ erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theaterjouffleur seinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch diese Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, daß wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, daß er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja daß wir eben durch dieses Erzeugnis bestimmt wurden, ihm die echte Dichtermürde zuzusprechen, und ihn nicht

mehr zu jenen homöopathischen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntausendtheil Poesie in ihre Wassertragödien schütten, aber wir müssen doch den Stoff des „Baria“ als die Hauptursache seines Gelingens bezeichnen. Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verschafft. Betrachten wir nur den Goethe'schen „Werther.“ Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch wegen des Todtschießens, und Nicolaiten schrieben dagegen wegen des Todtschießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther“, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der „Werther“ in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Pistolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit, der neuuropäischen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden, Abscheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückge-

bliebenen hässlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwissenheit, noch immer ihre Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viele schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschengleichheit durchschwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, daß Tausende mit ihnen niederknien, und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauschender Beifall allen solchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther“ war Ludwig Robert der Erste, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältnisse“ ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum Besten gab, als er mit kundiger Hand die profaischen, kalten Umschläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen dieselbe Wunde, behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in „Urifa“ und „Eduard“, der „Herzogin von Duras“, und in „Isidor und Olga“ von Raupach. Frankreich und Deutschland fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Baria.“

Wir wollen nicht untersuchen, welcher von den beiden Dichtern den besten Lorber verdiente; genug wir wissen, daß Beider Lorber von den edelsten Thränen benetzt worden. Nur sei es uns erlaubt, anzudeuten, daß die Sprache im Beer'schen „Paria“ obgleich getränkt in Poesie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an sich trägt und hie und da merken läßt, daß der „Paria“ mehr unter Berlinischen Koulissenbäumen als unter indischen Bannanen aufgewachsen, und in direkter Linie mit der guten „Alytännestra“ und den bessern „Bräuten von Aragonien“ verwandt ist.

Wir haben diese Ansichten über M. Beer's frühere Dichtungen voranschicken müssen, um uns desto kürzer und faßlicher über sein neuestes Trauerspiel, „Struensee“, aussprechen zu können.

Zuvörderst bekennen wir, daß der Tadel, womit wir noch eben den „Paria“ nicht verschonen konnten, nimmermehr den „Struensee“ treffen wird, dessen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muster guter Diktion gelten kann. Hier müssen wir die Segel des Lobes mit vollem Athem anschwellen, hier erscheint uns Michael Beer am meisten hervorragend aus dem Trossen unserer sogenannten Theaterdichter, jener Schwulstlinge, deren bildreiche Famben sich wie Blumenkränze oder wie Band-

würmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen, glücklichen Instinkte, geleitet worden. Die Geschichte Struensee's ist ein zu modernes Ereignis, als daß wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht errathen mag, der Stoff desselben besteht eines Theils in dem Kampfe eines bürgerlichen Ministers mit einer hochmüthigen Aristokratie, andern Theils in Struensee's Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieses zweite Hauptthema der Beer'schen Tragödie wollen wir keine weitläufigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, daß er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, daß desßhalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen

beurkundeter Wahrheiten sich entgegen zu setzen, ist eine Frage, die wir seiner Zeit erörtern wollen. Unser Volksschauspiel, über dessen Verfall so trüb- selig geklagt wird, müsste ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter ist als die Pressfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatische Kunst geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Aristophanes, in England während der Regierung der Königin Elisabeth, die es erlaubt hatte, sogar die Greuelgeschichten ihrer eigenen Familie, selbst die Schrecknisse ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzustellen. Hier in Baiern, wo wir ein freies Volk und, was noch seltener ist, einen freien König finden, treffen wir auch eine eben so großartige Gesinnung, und dürfen daher auch schöne Kunstfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem ersten Hauptthema des „Struensee,“ dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des „Varia“ verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es musste naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im „Varia“ sahen wir den Unterdrückten zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte

des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Nothschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee“ hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Kanizau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karpatiden des Thrones, die wie dessen nothwendige Stützen aussehnen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es theilten

Die höchsten Stellen Übermuth und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Borgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter

Mit raschen Sätzen an, und, flücht'gen Fußes
Die niedern Sprossen überspringend, drängten
Sie fest sich zu des Staates schmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So sah das Land mit wachsendem Entsetzen
Von edlen Knaben seine besten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Kanzau (lächelnd).

Wohl möglich, daß die Brut des Adlers sich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt,
Als der gemeinen Spazn niedrer Flug.

Struensee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieser Adlerbrut zu stutzen,
Mit kräftigem Gesetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daß uns kein neuer Phaethon
Das Flammenroß der Staatenherrschaft lenke. —

Wie sich von selbst versteht, hat es einer Tragödie, deren Held solche Verse deklamiert, nicht an gehöriger Mißdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daß der Sünder, der sich solchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, sondern man hat den Unmuth sogar durch Kunsturtheile kundgegeben,

man hat ästhetische Grundsätze aufgestellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonstriert. Man will unter Anderm dem Dichter vorwerfen, in seinen Tragödien seien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe Nichts als Handlung und Gestalten. Diese Kritiker kennen gewiß nicht die obenerwähnte „Klytämnestra“ und „Die Bräute von Arragonien,“ die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man sagte, noch nicht ganz der Geschichte anheimgefallen sei, und dessen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Personen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unstatthaft, dabei noch gar die Interessen der heutigsten Parteien auszusprechen, die Leidenschaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzustellen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Gegenwart am gefährlichsten und wildesten bewegt ist. Wir aber sind anderer Meinung. Die Greuelgeschichten der Höfe können nicht schnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier soll man, wie einst in Ägypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitsstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den sie etwa stiften könnte, beurtheilt,

so sind wir gewiß sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beer'sche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorzugung in all seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist Das vielleicht heilsamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, bestände darin, daß Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, daß es zusammenstürzt und stirbt. Der „Struensee,“ eben so wie „Der Paria,“ war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beer'schen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es sei genug, wenn wir sagen, daß Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden hat. Wir wollen Dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime

Tadel, daß der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wußte. Wir deuten hier auf das theatralische Reizmittel einer aufs höchste gespannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein so gedrängt volles Haus, wie wir bei der Ausführung des „Struensee“ sahen, fast fünfthhalb Stunden, sage vier und eine halbe Stunde lang, ausdauern zu machen, so daß am Ende doch noch der ungeschwächteste Enthusiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daß der größte Theil des Publikums noch Lust hatte, lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man stürmisch hervorrief, erscheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern Unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an schönen Reflexionen vorwarfen; Dergleichen war vielleicht nur ein ironischer Tadel, der hinter sich das feinste Lob verstecken wollte. War es indessen ernstlich gemeint (wir sind alle schwache Menschen), so bedauern wir, daß jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehn haben. Sie sahen, wie sie sagen, Nichts als Handlung und Gestalten, und merkten nicht, daß solche die allerschönsten Reflexionen repräsentierten, ja daß das Ganze Nichts als eine einzige große Reflexion aussprach. Wir bewundern die dra-

matische Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er so Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Scene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, sondern jede Scene ist auch an und für sich aus organischer Nothwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen; z. B. jene Volksscene, die den vierten Akt eröffnet und die einem kurzichtigen Zuschauer als überflüssiges Füllwerk erscheinen möchte und Manchem wirklich so erschienen ist, bedingt dermaßen die ganze Katastrophe, daß sie ohne dieselbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daß das Gemüth des Zuschauers von den Schmerzen der drei ersten Akte so tief bewegt ist, daß es durchaus zu seiner Erholung einer komischen Scene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung ist dennoch tragischer Natur, aus der lachenden Komödienmaske schauen Melpomene's geisterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch diese Scene erkennen wir, wie „Struensee,“ der schon allein durch seine majestätsverbrecherische Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch seinem Untergange entgegeneilte, daß seine neuen Institutionen auch antinational waren, daß das Volk sie hasste, daß das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen seines liberalen Herzens. Es sei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volks-

scene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daß er auch Talent für das Lustspiel hat. Die Bauern sitzen in der Schenke und politisieren.

Schulmeister.

Meinetwegen, der Struensee ist's nicht werth, daß wir uns um ihn zanken. Der ist zu unserer Aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwistigkeit. Mischet er sich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbestallten Schulmeistern, daß sie lehren sollen, was durchaus nicht für die Köpfe eurer lieben Jugend paßt? Wenn's geschieht wie er's haben will, so werden eure Buben und Mädchen bald klüger sein, als ihr. Aber dazu soll es nicht kommen, dafür will ich sorgen.

Hooge (ein Bauer).

Sa, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöschen sollte; darf nicht jetzt Feder drucken lassen, was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeister nicht mehr einen Schluck über den Durst trinken, so kann morgen der Küster drucken lassen: „Gestern war der Schulmeister betrunken.“

Schulmeister.

Das sollt' er sich unterstehen! Ich möchte doch sehen. —

Hooge.

Das würdet ihr sehen, und könntet's nicht hindern, Sie nennen's Pressfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Presse kommen.

Babe

(Chirurgus).

Lebt nach dem Schnürchen, so schadet's Keinem was. Dürft ihr doch auf diese Weise eure Herzensmeinung dem Andern sagen, und dürft euch, wenn's euch beliebt, gegen den Struensee und die Regierung aussprechen.

Hooge.

Ei was, aussprechen! ich will mich nicht aussprechen, ich will das Maul halten, aber die Andern sollen's auch. Jeder kümme sich um die Töpfe auf seinem Herd.

Schulmeister.

Führt nicht so freventliche Redensarten, Gevatter Babe! Wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung aussprechen wollen? Eine gute Regierung soll Alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate ist ein Hauptgrundsatz, daß man, wie Hooge sich auf seine

herzliche, einfache Weise ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und drückt, Der muß auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen ist Nichts gefährlicher, als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyn s (Bauer).

Nein, die kann Keiner hindern, und ich denke mir Vieles.

Schulmeister.

Nun, laßt doch hören, Flyn s, was denkt Ihr denn?

(Zu Swenne leise.)

Das ist der größte Einfaltspinsel im Dorfe.

Flyn s.

Ich denke, daß mir Alles recht ist, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den sich der Struensee, wie sie sagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyn s.

Daß er sich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogthümern zu freien Leuten

zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig sein. Was ist's denn Großes, daß ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muß? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frei wären, müßten wir uns plagen und quälen, wären unsere eignen Herrn und müßten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigenthum, für die Freude, Das, was du besitzt, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyn's.

Ei was! wenn ein Anderer für mich sorgt, ist mir's bequemer.

Schulmeister.

Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyn's, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm' auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — euer Tod.

Außer den trefflichen Andeutungen, daß die Pressfreiheit eben so große Gegner hat unter den niedern wie unter den hohen Ständen, und daß die Abschaffung der Leibeigenschaft den Leibeigenen selbst

am meisten verhasst ist, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Scene noch manche andere vorkommen, sehen wir deutlich, wie Struensee auf den hohen Isolirschemeln seiner Ideen tragisch allein stand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Masse rettungslos untergehen mußte. Der feine Sinn unseres Dichters hat indessen die Nothwendigkeit gefühlt, den allzu großen Schmerz des Helden bei einem solchen Untergang einigermaßen zu mäßigen; er läßt ihn im Geiste die Zeit vorausssehen, wo die Wohlthäter des Volkes mit dem Volke selbst einig sein werden; sterbend sieht er das Morgenroth dieser Zeit und spricht die schönen Worte:

„Der Tag geht auf! demüthig leg' ich ihm
 Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
 Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
 Und Thaten werden bleich, wie ird'scher Kummer.
 Doch ein beglückter Lohn steigt blühend auf;
 Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat.
 So hab' ich nicht umsonst gelebt, so hab' ich
 Mit falschen Lehren nicht das Reich geblendet!
 Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
 Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt,
 Daß sich das Ende ihrer Schrecken naht.
 Ich seh' ein Blutgerüst sich nach dem andern

Erbaun, ein rasend Volk entfesselt sich,
Trifft seinen König in verruchter Wuth,
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftigt mäht das Beil die Leben nieder,
Wie ems'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine starke Hand die ehrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu segnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt, ein brausend Meer
Schlägt an ein einsam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge schließen eiten ew'gen Bund.
Nothwendig ist die Zeit, sie muß erscheinen,
Sie ist gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge sind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker sind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beer'schen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Gestalten, die wir darin handeln sehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieser Blätter gestattet uns kein so kritisches Geschäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptpersonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorsätzlich das Wort „Gestalten“, statt

Charaktere, mit dem erstern Ausdrucke das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verseufzende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgeborenen Beer'scher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daß er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haß gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; Dieser, den Einer unserer Freunde, gewiß mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigne'schen „Paria“ halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Esclair's in einer solchen Rolle, nämlich als reformierter Pfarrer, erschien uns wie

ein kolossaler altkatholischer Dom, der zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet worden; an den Wänden sind die hübschen Bilder theils abgebrochen, theils mit frischem Kalk überstrichen, die Pfeiler stehen nackt und kalt, und die Worte, die so öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erschallen, sind dennoch das Wort Gottes. So erschien uns Esclair besonders in der Scene, wo der Pfarrer Struensee fast im liturgischen Tone seinen Sohn segnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde ist, wie sich von selbst versteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Marie Antoinette vorgeschwebt, wie denn auch die Bedrängnißscene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloß marschieren, uns bedeutungsvoll den Tuileriensturm ins Gedächtnis rief. An Gestalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darstellerin, Demoiselle Hagen, die am Anfang des zweiten Actes, auf dem rothen, goldumrandeten Sessel sitzend, ganz so freundlich aussah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngst im AusstellungsSaale des hiesigen Kunstvereins so sehr bewundert haben.

Wir besitzen nicht das Talent, schönen Damen etwas Bitteres zu sagen, es sei denn, daß wir sie liebten, und wir enthalten uns unseres Urtheils über

das Spiel der Demoiselle Hagen als Königin Karoline Mathilde um so mehr, da man der Meinung ist, sie habe in dieser Rolle besser als jemals gespielt, und da überhaupt unser etwaiger Tadel jene ganze Unnaturschule betrifft, woraus so viele Meisterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Pecher, der Müller und noch einiger andern Damen, haben sich unsere Schauspielerinnen immer jenes gespreizten, singenden, gleißenden, heuchlerischen Tones befließigt, der seines Gleichen nur auf lutherischen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichsten, unverwöhntesten Mädchen glauben, sobald sie die Bretter betreten, diesen Ton anstimmen zu müssen, und sobald sie sich diese traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen sie sich Künstlerinnen. Wenn wir in dieser Hinsicht unsere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künstlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgesprochen, welches sie von uns erwarten kann. Da sie noch jung ist, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag sie vielleicht einst dem Streben nach jenem fatalen Künstlerthume zu entsagen, und sie soll uns freundlich geneigt finden, sie dafür volllauf zu loben. Heute aber müssen wir die Krone einer bessern Königin zusprechen, und trotz unserer antiaristokrati-

sehen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, Diese ist ein Charakter, hier ist Nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigenthümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste, göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzu kostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauerhafte Königin ist eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen läßt. Madame Frieß hat diese Rolle gespielt, wie sie gespielt werden muß, sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zu Theil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Madame Georges. Ihre Kostümierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimen Grauen; absonderlich in der Scene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austheilt, ward uns so tief unheimlich zu Muth, wie damals

in unserer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die schaurige Geschichte erzählte von dem nächtlichen Schlosse, wo die verwünschte Katzenkönigin, abenteuerlich gepuzt, im Kreise ihrer Hofkater und Hofkaten sitzt und, halb mit menschlicher Stimme und halb miauend, Unheil berathet.

Wir schließen diese Betrachtungen mit dem Bedauern, daß der Raum dieser Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläufiger über Herrn Beer's neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen selbst, daß wir zumeist nur eine Seite derselben, die politische, beleuchtet haben. Wir denken, daß andere Bericht-erstatter, wie gewöhnlich, einseitig die andere Seite, die romantische, die verliebte, besprechen werden. In-
dem wir solche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unsern Dank aussprechen für den hohen Genuß, den uns der Dichter bereitet. An der freimüthigen Beurtheilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebevolle Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der schönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstätes Volk, man kann sich nicht auf sie verlassen, und die besten haben oft ihre besseren Meinungen gewechselt aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind

die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der „Baria“ und der „Struensee“, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist, als der große Apollo und all' die andern mediatisirten Götter des Olymps; wir sprechen vom Gotte der Freiheit.

Die deutsche Literatur.

Von Wolfgang Menzel.

Zwei Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

(1828.)

„Wisse, daß jedes Werk, das da werth war, zu erscheinen, sogleich bei seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann; es soll sich erst sein Publikum erziehen, und einen Richterstuhl für sich bilden. — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn gesagt wurde; über Leibnitz ist vielleicht das erste treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiß. Findet ein Buch sogleich bei seiner Erscheinung seinen kompetenten Richter, so ist Dies der treffende Beweis, daß dieses Buch eben so wohl auch ungeschrieben hätte bleiben können.“

Diese Worte sind von Johann Gottlieb Fichte, und wir setzten sie als Motto vor unsere Recension

des Menzel'schen Werks, theils um anzudeuten, daß wir Nichts weniger als eine Recension liefern, theils auch um den Verfasser zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, dessen Außerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Literatur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch Keiner im Stande, beurtheilend sich über den großen Beurtheiler zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, daß ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Willibald Alexis, Zimmermann, Barnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns Diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestre-

bungen erfasste, die Erscheinungen derselben gleichsam wieder zurückschuf in das ursprüngliche Schöpfungswort, woraus sie hervorgegangen, so daß sein Buch einem schaffenden Geisterliede gleicht.

Die religiösen Privatmarotten, die Schlegel's spätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu schreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorlesungen über Literatur ist, vielleicht mehr als er selbst weiß, die Idee der Kunst noch immer der herrschende Mittelpunkt, der mit seinen goldenen Rädern das ganze Buch umspinnt. Ist doch die Idee der Kunst zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erscheinen Goethe's anfängt und erst jetzt ihr Ende erreicht hat, ist sie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe selbst, dem großen Repräsentanten dieser Periode — und wenn Friedrich Schlegel in seiner Beurtheilung Goethe's Demselben allen Mittelpunkt abspricht, so hat dieser Irrthum vielleicht seine Wurzel in einem verzeihlichen Unmuth. Wir sagen „verzeihlich,“ um nicht das Wort „menschlich“ zu gebrauchen; die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunst, erkannten die Objektivität als das höchste Erforderniß eines Kunstwerks, und da sie diese im höchsten Grade bei Goethe fanden, hoben sie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als

König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränzend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzel's „deutsche Literatur“ ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrthums. Beide Werke werden den späteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geisteschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegel'schen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser läßt allen ihr Recht widerfahren, als echter

Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, daß er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'schen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so Viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'schen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küßt jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, daß wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine

Tendenz unserer neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von der früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben große geistige Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigenthum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher zc. in solcher Hinsicht am schönsten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Einwirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daß alles Wissen einen Werth an und für sich hat, daß es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden soll, sondern damit es seinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beste Erbtheil, den folgenden Geschlechtern überliefern werden.

Herr Menzel ist mehr ein encyclopädischer Kopf als ein synthetisch wissenschaftlicher. Da ihn aber sein Wille zur Wissenschaftlichkeit drängt, so finden wir in seinem Buche eine seltsame Vereinigung seiner Naturanlage mit seinem vorgefaßten Streben. Die Gegenstände entsteigen daher nicht aus einem einzigen innersten Princip, sie werden vielmehr nach einem geistreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber

doch ergänzend, so daß das Buch ein schönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publikum, dem die Übersicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erst auf ein letztes Princip bezogen werden muß, sondern an und für sich schon seinen vollgültigen Werth hat. Der Witz, den man in Menzel'schen Geistesprodukten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermißt, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht leugnen läßt, daß er Herrn Menzel oft dazu dienen muß, die Lücken seines Wissens zu stopfen. Herr Menzel ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perückentone docieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem Menzel'schen Werke. Nochmal rühmen wir des Verfassers Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt giebt, die den Witz gern proskribieren

möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, daß er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, daß man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig sein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Euer Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüfte der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Kasse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuth des Reichthums und der Gewalt schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit“, sagt Herr Menzel im zweiten Theile, S. 63, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluß der Schulgelehrsamkeit, Einfluß der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik.“ Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disciplinen so tief eingeweiht sein kann, daß wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewusst. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und conciliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzel'schen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat“ mittheilen:

„Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermuth oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks selbst und nur in so fern eines Volks wider das andere, als bei dem einen diese, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu Schanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an vorausichtigen Speculationen, das gegenwärtige ist reicher an Rück-

sichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird Alles erklärt, was geschehen ist.

„Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die Parteien sich gelagert, und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen Manche kaum, daß sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei untereinander selbst, sofern sie aus ein und demselben Principe verschiedene Folgerungen ziehen; im Allgemeinen aber muß der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nuancen sein mögen, jenes Clair-obscur und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwicklung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Krystallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden.“

Unter der Rubrik „Philosophie“ bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur“ hat er Dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in Dem, was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres und Steffens finden als Schelling'sche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt, als partiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Verfasser von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel sich abmüht, das Beste von ihm zu prophezeien. Wir theilen die Meinung eines witzigen Mannes, der kock behauptet: „Unter hundert Pietisten sind neunundneunzig Schurken und ein Esel.“ Von frömmelnden Heuchlern ist kein Heil zu erwarten, und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Mysticismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein; in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, daß der Mystiker sich in die Traumwelt

seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüthe die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervordachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mysticismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heut zu Tage sehr freundlich gegen

Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Müller zc., so betrachtet sie Solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten, wo die stehenden Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind, gut gebrauchen kann, und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie auch im Oriente der Mysticismus den Autoritätsglauben sprengt, wie z. B. aus dem Sufismus in der neuesten Zeit Sekten entstanden, deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholicismus spricht, in diesem das Princip der Stabilität, in jenem das Princip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik „Religion“:

„Der Erstarrung muß die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwicklung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten

also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht."

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voss, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voss einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer“ nennt, sollten wir fast auf den Argwohn gerathen, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voss so wacker gekämpft hat. Sene Partei ist zu mächtig, als daß man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit losshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein unge-

schlaches niedersächsisches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundschaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiß Herrn Menzel vor solchen Gefühlen bewahrt, sonst würde er die Herbheit der Bossischen Schriften nur in den Thatfachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr sein, daß Boss in seinem protestantischen Eifer die Bilderstürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daß die Kirche jetzt überall die Verbündete der Aristokratie ist und sogar hie und da von ihr besoldet wird. Die Kirche, einst die herrschende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren sie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche ist schwach und alt geworden, sie möchte sich jetzt eben diesen Rittern als dienende Amme verdingen und verspricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter fesseln und sichern könne.

Unter der Rubrik „Kunst“ häufen sich die meisten Ausfälle gegen Boss. Diese Rubrik umfaßt beinahe den ganzen zweiten Theil des Menzel'schen Werks. Die Urtheile über unsere nächsten Zeitgenossen lassen wir unbesprochen. Die Bewunderung, die der Verfasser für Jean Paul hegt, macht seinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeisterung für Schiller.

Auch wir nehmen daran Antheil; doch gehören wir nicht zu Denen, die durch Vergleichung Schiller's mit Goethe den Werth des Letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, Beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daß wir glauben, Goethe wäre im Stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen Dessen Räubern, Piccolominis, Louisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgeprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Muth wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns der Curiosität wegen einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey

aufhängen. Erst nachdem wir an den Menzel'schen Blättern über Goethe unsre schaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmuth. Wir beabsichtigen keineswegs eine Vertheidigung Goethe's; wir glauben, die Menzel'sche Lehre: „Goethe sei kein Genie, sondern ein Talent“, wird nur bei Wenigen Eingang finden, und selbst diese Wenigen werden doch zugeben, daß Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein. Aber selbst wenn Menzel Recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein hartes Urtheil so hart hinzustellen. Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Recensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch eben so viel Courtoisie besitzen wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannie gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimem Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe

Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie sehen, er schmeichelt den respektiven Korporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen“, und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben so gut wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggisch zu sprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieses geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, daß jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und so wird auch Goethe nicht verhindern können, daß jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Literatur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen ist ansteckend, und die Luft wird schwül. Das Princip der Goethe'schen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe steigt auf, und, seltsam! wie das Menzel'sche Buch merken läßt, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, daß die schöne objektive Welt, die er durch Wort und Beispiel gestiftet hat, noth-

wendiger Weise zusammensinkt, so wie die Kunstidee allmählich ihre Herrschaft verliert, und daß neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civilisierte Goethenthum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine Goethe'sche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garnisonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Sanitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Goethe'sche Uniform anziehen, müssen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat; die Trompeter blasen —

Wird Kunst und Alterthum im Stande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter „Goethenthum“ nicht Goethe's Werke verstehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist und das geknutete Deutschland in slavischer Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'sche Denkweise, diese Blume, die im

Miste unserer Zeit immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit noch so sehr ärgern; mit dem Worte „Goethenthum“ deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'sche Formen, wie wir sie bei der blöden Sängerschar nachgefnetet finden, und auf das matte Nachpiepsen jener Weisen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachfneten und Nachpiepsen gewährt, erregte unsere Klage. Der Alte! wie zahm und milde ist er geworden! Wie sehr hat er sich gebessert! würde ein Nicolait, sagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den schwülen „Werther“ und den „Götz mit der eisernen Hand“ schrieb! Wie hübsch manierlich ist er geworden, wie ist ihm alle Rohheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelstürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in seine alten Fußstapfen tretend, mit demselben Übermuth ihre Titanensflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer unseren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der sich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichste alle Philistertugen-

den zu erfüllen strebt, und in die peinlichste Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüster Waldgesell aus Kalabrien mit ihm zusammentrifft und alte Kameradschaft nachsuchen möchte.

Vorbemerkung

zu Lautenbacher's

Paraphrase einer Stelle des Tacitus.

(1828.)

Anno 1794 lieferte der Vieux cordelier eine Paraphrase jenes Kapitels des Tacitus, wo Dieser den Zustand Rom's unter Nero schildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild seiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfasser jener Paraphrase, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu lassen, so blieb doch Dessen Wort am Leben; gleich geheimnisvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Märtyrerblut schoß diese Saat um so üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphrasen des Tacitus gehören also nicht bloß ins Gebiet der Schulstube, und dürften wohl in „politischen Annalen“ ihre Stelle finden.

Nachträge.

(Zu Band XI., S. 311.)

Die erste Aufführung von
Meyerbeer's „Hugenotten“.

Paris, den 1. März 1836.

Für die schöne Welt von Paris war gestern ein merkwürdiger Tag: — die erste Vorstellung von Meyerbeer's langersehnten „Hugenotten“ gab man in der Oper, und Rothschild gab seinen ersten großen Ball in seinem neuen Hotel. Ich wollte von beiden Herrlichkeiten an demselben Abend genießen, und habe mich so übernommen, daß ich noch wie berauscht bin, daß mir Gedanken und Bilder im Kopfe taumeln, und daß ich vor lauter Betäubnis und Ermüdung fast nicht schreiben kann. Von Beurtheilung kann gar nicht die Rede sein. „Robert-le-Diable“ mußte man ein Duzendmal hören, ehe man in die ganze Schönheit dieses Meisterwerks eindringen konnte. Und wie Kunsttrichter versichern, soll Meyerbeer in den „Hugenotten“ noch größere Vollendung der Form, noch geistreichere Ausführung der Details

gezeigt haben. Er ist wohl der größte jetzt lebende Kontrapunktist, der größte Künstler in der Musik; er tritt diesmal mit ganz neuen Formschöpfungen hervor, er schafft neue Formen im Reiche der Töne, und auch neue Melodien gibt er, ganz außerordentliche, aber nicht in anarchischer Fülle, sondern wo er will und wann er will, an der Stelle, wo sie nöthig sind. Hierdurch eben unterscheidet er sich von andern genialen Musikern, deren Melodienreichtum eigentlich ihren Mangel an Kunst verräth, indem sie von der Strömung ihrer Melodien sich selber hinreißen lassen, und der Musik mehr gehorchen als gebieten. Ganz richtig hat man gestern im Foyer der Oper den Kunstsinu von Meyerbeer mit dem Goethe'schen verglichen. Nur hat, im Gegensatz gegen Goethe, bei unserm großen Maëstro die Liebe für seine Kunst, für die Musik, einen so leidenschaftlichen Charakter angenommen, daß seine Verehrer oft für seine Gesundheit besorgt sind. Von diesem Manne gilt wahrhaftig das orientalische Gleichniß von der Kerze, die, während sie Andern leuchtet, sich selber verzehrt. Auch ist er der abgesagte Feind von aller Unmusik, allen Mißtönen, allem Gegröhle, allem Gequieke, und man erzählt die spaßhaftesten Dinge von seiner Antipathie gegen Katzen und Katzenmusik. Schon die Nähe einer Katze kann ihn aus

dem Zimmer treiben, sogar ihm eine Ohnmacht zu ziehen. Ich bin überzeugt, Meyerbeer stirbe, wenn es nöthig wäre, für einen musikalischen Satz, wie Andere etwa für einen Glaubenssatz. Ja, ich bin der Meinung, wenn am jüngsten Tage ein Posaunenengel schlecht bliese, so wäre Meyerbeer kapabel, im Grabe ruhig liegen zu bleiben und an der allgemeinen Auferstehung gar keinen Theil zu nehmen. Durch seinen Enthusiasmus für die Sache, so wie auch durch seine persönliche Bescheidenheit, sein edles, gütiges Wesen, besiegt er gewiß auch jede kleine Opposition, die, hervorgerufen durch den kolossalen Erfolg von „Robert-le-Diable,“ seitdem hinlängliche Müße hatte, sich zu vereinigen, und die gewiß diesmal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligsten Lieder ertönen läßt. Es darf Sie daher nicht befremden, wenn vielleicht einige gresle Mißlaute in dem allgemeinen Beifallsrufe vernehmbar werden. Ein Musikhändler, welcher nicht der Verleger der neuen Oper, wird wohl das Mittelpüncfchen dieser Opposition bilden, und an Diesen lehnen sich einige musikalische Renomméen, die längst erloschen oder noch nie geleuchtet.

Es war gestern Abend ein wunderbarer Anblick, das eleganteste Publikum von Paris, festlich geschmückt, in dem großen Opernsaale versammelt zu sehen, mit

zitternder Erwartung, mit ernsthafter Ehrfurcht, fast mit Andacht. Alle Herzen schienen erschüttert. Das war Musik. — Und darauf der Rothschild'sche Ball. Da ich ihn erst um vier Uhr diesen Morgen verlassen und noch nicht geschlafen habe, bin ich zu sehr ermüdet, als daß ich Ihnen von dem Schauplatz dieses Festes, dem neuen, ganz im Geschmack der Renaissance erbauten Pallaste, und von dem Publikum, das mit Erstaunen darin umherwandelte, einen Bericht abstatte könnte. Dieses Publikum bestand, wie bei allen Rothschild'schen Soirées, in einer strengen Auswahl aristokratischer Illustrationen, die durch große Namen oder hohen Rang, die Frauen aber mehr durch Schönheit und Putz, imponieren könnten. Was jenen Pallast mit feinen Dekorationen betrifft, so ist hier Alles vereinigt, was nur der Geist des 16. Jahrhunderts ersinnen und das Geld des 19. Jahrhunderts bezahlen konnte; hier wetteiferte der Genius der bildenden Kunst mit dem Genius von Rothschild. Seit zwei Jahren ward an diesem Pallast und seiner Dekoration beständig gearbeitet, und die Summen, die daran verwendet worden, sollen ungeheuer sein. Herr von Rothschild lächelt, wenn man ihn darüber befragt. Es ist das Versailles der absoluten Geldherrschaft. Indessen muß man den Geschmack, womit Alles ausgeführt ist

eben so sehr wie die Kostbarkeit der Ausführung bewundern. Die Leitung der Verzierungen hatte Herr Duponchel übernommen, und Alles zeugt von seinem guten Geschmack. Im Ganzen, so wie in Einzelheiten, erkennt man auch den feinen Kunstsinne der Dame des Hauses, die nicht bloß eine der hübschesten Frauen von Paris ist, sondern ausgezeichnet durch Geist und Kenntnisse, sich auch praktisch mit bildender Kunst, nämlich Malerei, beschäftigt. — Die Renaissance, wie man das Zeitalter Franz I. benannt, ist jetzt Mode in Paris. Alles möbliert und kostümiert man jetzt im Geschmacke dieser Zeit; ja, Manche treiben Dieses bis zur Wuth. Was bedeutet diese plötzlich erwachte Leidenschaft für jene Epoche der erwachten Kunst, der erwachten Lebensheiterkeit, der erwachten Liebe für das Geistreiche in der Form der Schönheit? Vielleicht liegen in unserer Zeit einige Tendenzen, die sich durch diese Sympathie beurfunden.

(Zu Band X., S. 45.)

Der Hamburger Brand.

Paris, den 20. Mai 1842.

In diesem Augenblick freilich sind die meisten Völker noch darauf hingewiesen, ihr Nationalgefühl auszubilden oder vielmehr auszubeuten, um zur innern Einheit, zur Centralisation ihrer Kräfte zu gelangen, und somit auch nach außen den bedrohlichen Nachbarn gegenüber zu erstarken. Aber das Nationalgefühl ist nur Mittel zum Zweck, es wird wieder erlöschen, sobald dieser erreicht ist, und es hat keine so große Zukunft wie jenes Bewusstsein des Weltbürgerthums, das von den edelsten Geistern des 18. Jahrhunderts proklamiert worden, und früh oder spät, aber auf immer, auf ewig, zur Herrschaft gelangen muß. Wie tief dieser Kosmopolitismus in den Herzen der Franzosen wurzelt, Das beurfundete sich recht sichtbar bei Gelegenheit des Hamburger Brandes. Die Partei der Menschheit hat da einen

großen Triumph gefeiert. Es übersteigt alle Begriffe, wie gewaltig das Mitgefühl hier alle Volksklassen erfasste, als sie von dem Unglück hörten, das jene ferne deutsche Stadt betroffen, deren geographische Lage vielleicht den Wenigsten bekannt war. Ja, bei solchen Anlässen zeigt es sich, daß die Völker dieser Erde inniger verbunden sind, als man da und dort ahnen oder wünschen mag, und daß bei aller Verschiedenheit der Interessen dennoch eine glühende Bruderliebe in Europa auslodern kann, wenn die rechte Stunde kommt. Hatte aber die Nachricht von jenem furchtbaren Brande bei den Franzosen, die gleichzeitig im eignen Hause ein schmerzliches Schrecknis erlebten, die rührendste Sympathie hervorgerufen, so mußte die Theilnahme in noch stärkerem Grade stattfinden bei den hier wohnenden Deutschen, die ihre Freunde und Verwandten in Hamburg besitzen. Unter den Landsleuten, die sich bei dieser Gelegenheit durch mildthätigen Eifer auszeichneten, muß Herr James von Rothschild ganz besonders genannt werden, wie denn überhaupt der Name dieses Hauses immer hervortritt, wo ein Werk der Menschenliebe zu verrichten ist. Und mein armes Hamburg liegt in Trümmern, und die Orte, die mir so wohl bekannt, mit welchen alle Erinnerungen meiner Jugend so innig verwachsen, sie sind ein rauchender Schutt-

haufen! Am meisten beklage ich den Verlust jenes Petrithurmes — er war über die Kleinlichkeit seiner Umgebung so erhaben! Die Stadt wird bald wieder aufgebaut sein mit neuen gradlinigen Häusern und nach der Schnur gezogenen Straßen, aber es wird doch nicht mehr mein altes Hamburg sein, mein altes, schiefwinklichtes, schlabbriges Hamburg. Der Breitengiebel, wo mein Schuster wohnte und wo ich Austern aß, bei Unbescheiden — ein Raub der Flammen! Der „Hamburger Korrespondent“ meldet zwar, daß der Dreckwall sich bald wie ein Phönix aus der Asche erheben werde — aber ach, es wird doch der alte Dreckwall nicht mehr sein! Und das Rathhaus — wie oft ergözte ich mich an den Kaiserbildern, die, aus Hamburger Rauchfleisch gemeißelt, die Fagade zierten! Sind die hoch- und wohlgeputzten Perücken gerettet, die dort den Häuptern der Republik ihr majestätisches Ansehen gaben? Der Himmel bewahre mich, in einem Momente wie der jetzige an diesen alten Perücken ein Weniges zu zupfen. Im Gegentheil, ich möchte bei dieser Gelegenheit vielmehr bezeugen, daß die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an gutem Willen für gesellschaftlichen Fortschritt. Das Volk stand hier immer tiefer, als seine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendsten Bildung und Ver-

nünftigkeit. Aber es steht zu hoffen, daß der große Brand auch die unteren Intelligenzen ein bißchen erleuchtet haben wird und die ganze hamburgische Bevölkerung jetzt einsieht, daß der Zeitgeist, der ihr im Unglück seine Wohlthat angedeihen ließ, späterhin nicht mehr durch kleinlichen Krämersinn beleidigt werden darf. Namentlich die bürgerliche Gleichstellung der verschiedenen Konfessionen wird gewiß jetzt nicht mehr in Hamburg vertagt werden können. — Wir wollen das Beste von der Zukunft erwarten; der Himmel schickt nicht umsonst die großen Prüfungen.



Gedanken und Einfälle.

erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt — Ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt worden.

*

Ich bin nicht vindikativ — ich möchte gern meine Feinde lieben; aber ich kann sie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt habe — dann erst öffnet sich ihnen mein Herz. So lange man sich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück.

*

Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umfattelten, oder Napoleon's, der doch nicht nöthig hatte, nach Rußland zu gehn, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist.

*

Wenn Montalembert Minister wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholisch werden — Paris vaut bien une messe!

*

Ich ließ mich nicht naturalisiren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man

für eine Maitresse kühler wird, sobald man bei der Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben.

*

Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.

*

Gott wird mir die Thorheiten verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die sie gegen mich geschrieben, obgleich sie geistig so tief unter mir standen, wie ich unter dir stehe, o mein Gott!

II. Religion und Philosophie.

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen und leidet nun Martern dafür.

*

Kunst und Philosophie, das Bild und der Begriff, wurden erst durch die Griechen von einander getrennt.

Die Verschmelzung derselben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist eben so absurd wie der rohe Anthropomorphismus, denn die geistigen Attribute bedeuten Nichts und sind lächerlich ohne die körperlichen.

*

Der Gott der besten Spiritualisten ist eine Art von luftleerem Raume im Reich des Gedankens, angestrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Engel, der Karrikaturen malt, ist ein Bild des Phantheisten, der seinen Gott in der Brust trägt.

*

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

*

Im Alterthume gab es keinen Gespensterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Mensch entschwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinsten, geistigsten Element, im Feuer. Bei den Christen wird der Leib (aus Hohn oder Verachtung?) der Erde zurück gegeben — er ist wie das Korn, und sprosst wieder hervor als Gespenst (ein körperlicher Leib wird gesäet,

ein geistiger entsproßt) — er behält die Schauer der Verwesung.

*

Gott hat Nichts manifestirt, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwies; auch Moses redet nicht davon. Es ist Gott vielleicht gar nicht Recht, daß die Frommen die Fortdauer so fest annehmen. — In seiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Surprise machen.

*

Bei keinem Volke ist der Glaube an Unsterblichkeit stärker gewesen, wie bei den Celten; man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der anderen Welt wieder zu geben. Fromme christliche Wucherer sollten sich daran spiegeln!

*

Irdisches gewährte und verhieß das Heidenthum, und darum pflegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünsche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunst derselben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu sein. Vgl. Aristoteles' Rhetoric., Lib. II, cap. 17, p. 240. Tom. IV, ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zustand der Menschheit zur Zeit der Cäsaren erklärt den Success des Christen-

thums. Der Selbstmord der stolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war so häufig in jener Zeit. Wer den Muth nicht hatte, auf einmal von der Welt Abschied zu nehmen, ergriff den langsamen Selbstmord der Entsagungsreligion. (Christi Passion war ja ebenfalls eine Art Selbstmord.) Sklaven und unglückliches Volk waren die ersten Christen; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden sie eine Macht, die Konstantin begriff, und der römische Weltherrschaftsgeist bemächtigte sich bald derselben, und disciplinierte sie durch Dogma und Kultus.

*

Bei der Polemik zwischen Christen und heidnischen Philosophen vertauschen die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier sehen wir einen christlichen Vorsehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechisches Götterschwert in der Hand des Christen. Ketzerereien entspringen, Glaubenshelden verfallen in Irrthum und Zweifel.

*

Die Apologeten des Christenthums mußten in ihrem Kampfe gegen das Heidenthum um so eher sich auf das Feld der Philosophen hinaus wagen, da die Philosophie damals (von Marc Aurel bis Julian)

auf dem Throne saß — durch Polemik arbeitet sich das Dogma aus.

*

Unterschied des Heidenthums (der Indier, Perser) vom Judenthum: Sie haben Alle ein unendliches, ewiges Urwesen, aber dieses ist bei Jenen in der Welt, mit welcher es identisch, und es entfaltet sich mit dieser aus dem Gesetze der Nothwendigkeit — der Gott der Juden ist außer der Welt und erschafft sie durch einen Akt des freien Willens.

*

Judenthum — Aristokratie: Ein Gott hat die Welt erschaffen und regiert sie; alle Menschen sind seine Kinder, aber die Juden sind seine Lieblinge und ihr Land ist sein auserwähltes Dominium. Er ist ein Monarch, die Juden sind der Adel, und Palästina ist das Exarchat Gottes.

Christenthum — Demokratie: Ein Gott, der Alles erschaffen und regiert, aber alle Menschen gleich liebt und alle Reiche gleich beschützt. Er ist kein Nationalgott mehr, sondern ein universeller.

*

Das Christenthum tritt auf zur Tröstung: Die, welche in diesem Leben viel Glück genossen, werden im künftigen davon eine Indigestion haben — Die, welche zu wenig gegessen, werden nachträglich

das beste Gastmahl aufgetischt finden; die irdischen Prügelflecken werden von den Engeln gestreichelt werden.

*

Die, welche den Kelch der Freuden hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Christenthume kommt der Mensch zum Selbstbewusstsein des Geistes durch den Schmerz — Krankheit vergeistigt selbst die Thiere.

*

Das Christenthum wusste die blaue Luft der Provence zu erheitern und erfüllte sie mit seinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr' wurde dran gebaut, und du genießest in einem Augenblick die Ruhe nach einer sechshundertjährigen Arbeit. Wie Meereswellen sind die Generationen daran vorbei gewogt, und noch kein Stein ist bewegt worden. Das Mausoleum des Katholicismus, das er sich noch bei Lebzeiten bauen lassen, ist die steinerne Hülle eines erloschenen Gefühls — (ironisch droben die Uhr). — Drinnen in diesem Steinhause blühte einst ein lebendiges Wort, drinnen

ist es todt und lebt nur noch in der äußeren Stein-
rinde. (Hohler Baum.)

*

In der Kirche.

Wehmüthiger Orgelton, die letzten Sterbeseufzer
des Christenthums.

*

Verehrung für Rom.

Wie Mancher ging aus, die Kirche zu schmähen,
zu befeinden, und änderte plötzlich seinen Sinn und
kniete nieder und betete an. Es ging Manchem wie
Bileam, dem Sohne Boer's, der Israel zu fluchen
auszog und gegen seine Absicht es segnete. Warum?
Und doch hatte er nur die Stimme seines Esels gehört.

*

Die Thoren meinen, um das Kapitol zu erobern,
müsse man zuerst die Gänse angreifen.

*

Die katholischen Schriftsteller haben gute Kriegs-
werkzeuge, wissen sie aber nicht zu gebrauchen. Wie
die Chinesen haben sie gute Kanonen, auch Pulver
und Kugeln, aber schießen ist eine andere Sache.
Sie sind Kinder mit großen Säbeln, die sie nicht
aufheben können; mit Helmen, die ihnen den Kopf

eindrücken. Und gar die Kanonen wissen sie erst recht nicht zu handhaben.

*

Die römische Kirche mißtraut ihren modernen Seiden — sie fürchtet, daß so ein Eiferer, statt den Pantoffel zu küssen, ihr in den Fuß beiße mit rasender Inbrunst.

*

Die römische Kirche stirbt an jener Krankheit, wovon Niemand geneßt: Erschöpfung durch die Macht der Zeit. Weise, wie sie ist, lehnt sie alle Ärzte ab: sie hat in ihrer langen Praxis so manchen Greis schneller als nöthig sterben sehen, weil ein energischer Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns Alle überleben, den Schreiber dieses Artikels, den Drucker, der ihn setzt, selbst den kleinen Lehrlingen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die Einzigen, die bei der Christlichwerdung Europa's sich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieses protestantische Ägypten.

*

Die Germanen ergriffen das Christenthum aus Wahlverwandtschaft mit dem jüdischen Moralprincip, überhaupt dem Judaismus. Die Juden waren die Deutschen des Orients, und jetzt sind die Protestanten in den germanischen Ländern (in Schottland, Amerika, Deutschland, Holland) nichts Anderes als altorientalische Juden.

*

Der Judenhass beginnt erst mit der romantischen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholicismus, Adel, gesteigert durch die Teutomanen (Kühns).

*

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!

*

Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schrieb man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — Das ist das Allertragischste.

*

Es ist charakteristisch für den Hamburger Juden= krawall (im September 1830), daß die Revolutionäre

erst ihr Tagesgeschäft vollendeten und eine Abendrevolution machten.

Ich war bei Van Aken während des Tumults: Der Löwe war am ruhigsten, vornehm indigniert, die Affen freuten sich, die Schlangen wanden sich, die Hyäne war unruhig gierig, der Eisbär streckte sich bequem hin und wartete, das Chamäleon veränderte jeden Augenblick die Farbe, roth, blau, weiß, endlich sogar dreifarbig — die Thiere sahen menschlich vernünftig aus, im Gegensatz zu den Menschen, die thierisch wild rasten.

Ein Jude sagte zum andern: „Ich war zu schwach.“ Dies Wort empfiehlt sich als Motto zu einer Geschichte des Judenthums.

Eine Phryne, welche am Dammthor stand, sagte: „Wenn heute die Juden beleidigt werden, so geht's bald gegen den Senat, und endlich gegen uns.“ Kassandra der Drehbahn, wie bald gingen deine Worte in Erfüllung!

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den bösen; um am Scheidewege zagend stehen zu bleiben, dazu seid ihr zu schwach — Dies vermochte kein Herkules, und er musste sich für einen der Wege bald entscheiden.

*

Der Taufzettel ist das Entréebillet zur europäischen Kultur.

*

Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen! Der Spanier, welcher sich im Traume mit der Mutter Gottes allnächtlich unterhält, berührt nie ihr Verhältniß zu Gott-Vater aus Delikatesse: die unmakulirteste Empfängnis sei doch immer eine Empfängnis.

*

Ich liebe sie (die Juden) persönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich Dessen eher rühmen, als schämen.

A. Ach, Das thät' ich auch, wenn unser Heiland der Einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen — aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen.

*

Für das Porcellan, das die Juden einst in Sachsen kaufen mußten, bekommen Die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Werth bezahlt. — Am Ende

wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieses Volk-Gespens, das bei seinem Schatz, der Bibel, unabweisbar wachte! Vergebens war der Exorcismus — Deutsche hoben ihn.

*

Ist die Mission der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Industrie, Arbeit, Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eisenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Rosen werden gestreut auf seinen Pfaden.

*

Wie viel hat Gott schon gethan, um das Welt-übel zu heilen! Zu Moses Zeit that er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt Infantin's that er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfassst ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

*

Das Heidenthum endigt, sobald die Götter von den Philosophen als Mythen rehabilitiert werden.

Das Christenthum ist auf denselben Punkt gelangt,
Strauß ist der Porphyrius unserer Zeit.

*

Es sind in Deutschland die Theologen, die dem
lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais
trahi que par les siens.

*

In Deutschland wird das Christenthum gleichzeitig
in der Theorie gestürzt und in den Thatsachen: Aus-
bildung der Industrie und des Wohlstandes.

*

Die Philosophen zerstörten in ihrem Kampfe gegen
die Religion die heidnische, aber eine neue, die christ-
liche, stieg hervor. Auch diese ist bald abgefertigt,
doch es kommt gewiß eine neue, und die Philosophen
werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder
vergeblich: die Welt ist ein großer Viehstall, der nicht
so leicht wie der des Augias gereinigt werden kann,
weil, während gefegt wird, die Ochsen drin bleiben
und immer neuen Mist anhäufen.

*

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am besten
durch die Religion geleitet, wie in stockfinstrier Nacht
ein Blinder unser bester Wegweiser ist; er kennt
Wege und Stege besser, als ein Sehender — Es ist

aber thöricht, sobald es Tag ist, noch immer die alten Blinden als Wegweiser zu gebrauchen.

*

Wie die Männer der Wissenschaft während der mittelalterlich christlichen Periode aus der Bibel heraus die wissenschaftlichen Wahrheiten zu entdecken suchten, so suchen jetzt die Männer der Religion die theologischen Wahrheiten in der Wissenschaft zu entdecken, in der Geschichte, in der Philosophie, in der Physik: die Dreieinigkeit in der indischen Mythologie, die Inkarnationslehre in der Logik, die Sündfluth in der Geologie u. s. w.

*

Bei den früheren Religionen wurde der Geist der Zeit durch Einzelne ausgesprochen und durch Mirakel bestätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geist der Zeit durch Viele ausgesprochen und bestätigt durch die Vernunft. Jetzt giebt es keine Mirakel mehr, nachdem die Physik ausgebildet worden; Oken sieht dem lieben Gott auf die Finger, und Dieser will nicht mit Bosko rivalisiren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Trost im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir sind in der Gefangenschaft, Jehovah zürnt uns, aber er schickt einen Retter.“ Bei den Mohamedanern Fata-

lismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!“ Bei den Christen spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude, schmerzfüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung. — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt ist immer adäquat der Herrlichkeit des Geistes, der sie betrachtet. Der Gute findet hier sein Paradies, der Schlechte genießt schon hier seine Hölle.

*

Unsere Moralbegriffe schweben keineswegs in der Luft: die Veredlung des Menschen, Recht und Unsterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, ist kein Hirngespinnst.

*

Heilige wie der Stylit sind jetzt unmöglich, da die Philanthropie sie gleich in einer Irrenanstalt unterbringen würde.

*

Giebt's in der Geschichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Christenthums beginnt die Dämmerung, weh-

müthiges Abendroth der Neoplatoniker, das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt steigt das Morgenlicht herauf — ich grüße dich, Phöbus Apollo! Welche Träume in jener Nacht, welche Gespenster, welche Nachwandler, welcher Straßenlärm, Mord und Todtschlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschmeide und klingt es süß.

III. Kunst und Literatur.

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurtheil gegen den Verfasser. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Muth, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verschiedensten Ge-

stalten ein Vorleben geführt — seine Intuition ist wie Erinnerung.

*

Eine Philosophie der Geschichte war im Alterthum unmöglich. Erst die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Bossuet &c. — Ich glaube, die Philosophen müssen noch tausend Jahr' warten, ehe sie den Organismus der Geschichte nachweisen können; bis dahin glaube ich, nur Folgendes ist anzunehmen. Für Hauptsache halte ich: die menschliche Natur und die Verhältnisse (Boden, Klima, überlieferte Gesetzgebung, Krieg, unvorhergesehene und unberechenbare Bedürfnisse), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geschichte, sie finden aber immer ihre Signatur im Geiste, und die Idee, von welcher sie sich repräsentieren lassen, wirkt wieder als Drittes auf sie ein; Das ist hauptsächlich in unseren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakespeare zeigt uns in der Geschichte nur die Wechselwirkung von der menschlichen Natur und den äußern Verhältnissen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in seinen Tragödien; daher eine viel klarere Gestaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in seinen Entwicklungen, da das Menschliche immer Daselbe bleibt zu allen Zeiten. Das ist auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke sind unvergänglich,

Ich glaube nicht, daß sie so gut ausgefallen wären, wenn sie eine Zeit darzustellen gehabt hätten, wo eine Idee sich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Christenthums, zur Zeit der Reformation, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrschte Identität des Lebens und der Poesie. Sie hatten daher keine so großen Dichter wie wir, wo das Leben oft den Gegensatz der Poesie bildet. Shakspeare's große Zehe enthält mehr Poesie, als alle griechischen Poeten, mit Ausnahme des Aristophanes. Die Griechen waren große Künstler, nicht Dichter; sie hatten mehr Kunstsinne, als Poesie. In der Plastik leisteten sie so Bedeutendes, eben weil sie hier nur die Wirklichkeit zu kopieren brauchten, welche Poesie war und ihnen die besten Modelle bot.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darstellten und zur Aussicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, so hingegen ist nach christlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und schattenhaft, und erst nach dem Tode kommt das heitre Blüthenleben. Das mag Trost im Unglück geben, aber taugt nicht für den plastischen Dichter. Darum ist die Ilias so heiter jauchzend, das Leben wird um so heiterer

erfasst, je näher unsre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Christenthum die Kunst: — Kunst des Wortes (Dogmatik und Mythologie) und Kunst der Sinne (Malerei und Baukunst). Die gothische ist Nichts als franke Kunst. Als ich im Dom von Toulouse (St. Sernin) doppelt sah, sah ich das Centrum gebrochen in der Mitte, und begriff die Entstehung des gothischen Spitzbogens aus dem römischen Kreisbogen.

*

Kunstwerk.

Das sichtbare Werk spricht harmonisch den unsichtbaren Gedanken aus; daher ist auch Lebenskunst die Harmonie des Handelns und unsrer Gesinnung.

Schön ist das Kunstwerk, wenn das Göttliche sich dem Menschlichen freundlich zuneigt — Diana küsst Endymion; erhaben, wenn das Menschliche sich zum Göttlichen gewaltsam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert sein Kind. Die Christusmythe ist schön und erhaben zugleich.

*

In der Kunst ist die Form Alles, der Stoff gilt

Nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich nur die Façon bezahlen, und den Stoff schenke er.

*

In Bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Lösung richtig sein: Es giebt Menschen, denen Alles von außen kommt, die sogenannten Talente, wie Lessing, erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — Nichts ist in ihrem Geiste, was sie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es giebt aber auch Menschen, denen Alles aus der Seele kommt, Genien, wie Rafael, Mozart, Shakspeare, denen das Gebären aber schwerer wird, wie dem sogenannten Talente. Bei Jenen ein Machen ohne Leben, ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei Diesen ist ein organisches Entstehen.

*

Das Genie trägt im Geiste ein Abbild der Natur, und durch diese erinnert gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach, und schafft analytisch, was das Genie synthetisch schafft. Es giebt aber auch Charaktere, welche zwischen beiden schweben.

*

Die Daguerreotypie ist ein Zeugnis gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der

Natur sei — die Natur hat selbst den Beweis geliefert, wie wenig sie von der Kunst versteht, wie kläglich es ausfällt, wenn sie sich mit Kunst abgiebt.

*

Philaréte Chasles ordnet als Litterarhistoriker die Schriftsteller nicht nach Außerlichkeiten (Nationalität), Zeitalter, Gattung der Werke [Epos, Drama, Lyrik], sondern nach dem inneren geistigen Princip, nach Wahlverwandtschaft. So will Paracelsus die Blumen nach dem Geruch klassificieren — wie viel sinnreicher, als Linné nach Staubfäden! Wäre es gar so sonderbar, wenn man auch die Litteraten nach ihrem Geruch klassificierte? Die, welche nach Tabak, Die, welche nach Zwiebeln riechen u. s. w.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgestochen wurden, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht auf demselben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Gesundheit getrunken wurde, zerbrochen wird.

*

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Priester, der um zehn Uhr Messe lesen und um zwölf Uhr in der Synagoge singen will — Warum nicht? Er kann es;

aber wo es geschieht, wird man bald weder die Messe noch die Synagoge besuchen.

Den Dichtern wird es noch schwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meisten können kaum eine Sprache reden.

*

Man preist den dramatischen Dichter, der es versteht, Thränen zu entlocken — Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser theilt er seinen Ruhm.

*

Das Theater ist nicht günstig für Poeten.

*

Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieselben Gesetze, die auch in unserem Menschengenosse walten, man vermenschlicht sie (Novalis), man entdeckt in dem Menschengenosse die Gesetze der Natur, Magnetismus, Electricität, anziehende und abstoßende Pole (Heinrich von Kleist). Goethe zeigt das Wechselverhältnis zwischen Natur und Mensch; Schiller ist ganz Spiritualist, er abstrahiert von der Natur, er huldigt der kantischen Ästhetik.

*

Goethe's Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche

Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren. Die großmüthige Flamme, die Seele Schiller's loderte mit Aufopfrung — Jede Flamme opfert sich selbst; je schöner sie brennt, desto mehr nähert sie sich der Vernichtung, dem Erlöschen. Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke seine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, schwingen den Thyrsus, tanzen wie Bacchanten — besoffene Reflexionen.

*

Jacobi, diese greinende, keifende Natur, diese klebrigte Seele, dieser religiöse Wurm, der an der Frucht der Erkenntnis nagte, um uns solche zu verleiden.

*

Die wehmüthig niedergedrückte Zeit, der alles Laute untersagt war und die sich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüsterte, fand in dieser gedämpften Poesie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Thürme mit Wehmuth, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholisch zirpte.

*

In den altdänischen Romanzen sind alle Gräber der Liebe Heldengräber, große Felsmassen sind darauf gethürmt mit schmerzwilder Riesenhand. In den Umland'schen Gedichten sind die Gräber der Liebe mit hübschen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlvoller Predigerstöchter.

Die Helden der „Kämpewiser“ sind Normannen, die Helden des Umland sind immer Schwaben, und zwar Gelbfüßler.

*

Die Sonettenwuth grassirt so in Deutschland, daß man eine Sonettensteuer einrichten sollte.

*

Claren ist jetzt in Deutschland so berühmt, daß man in keinem Bordell eingelassen wird, wenn man ihn nicht gelesen hat.

*

Muffenberg hab' ich nicht gelesen — ich denke: er ist ungefähr wie Arlincourt, den ich auch nicht gelesen habe.

*

Wir haben das körperliche Indien gesucht, und haben Amerika gefunden; wir suchen jetzt das geistige Indien — was werden wir finden?

*

Es ist zu wünschen, daß sich das Genie des Sans-

kritstudiums bemächtige; thut es der Notizengelehrte, so bekommen wir bloß ein gutes Kompendium.

*

Die epischen Gedichte der Indier sind ihre Geschichte; doch können wir sie erst dann zur Geschichte benutzen, wenn wir die Gesetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geschehene ins phantastisch Poetische umwandelten. Dies ist uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei Diesen schwerer sein, weil Diese das Geschehene beständig zur Fabel ausbildeten in immer bestimmterer Plastik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantastische Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet und nicht nach Dichterlaune in bestimmtern Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas, Ramayanas und ähnliche Riesenfragmente sind geistige Mammuthsknochen, die auf dem Himalaya zurückgeblieben.

*

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gedichte liefern, weil er Nichts aus dem Weltzusammenhang schneiden konnte, wie überhaupt der Anschauungsmensch. Die ganze Welt ist ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel. — Vergleich der indischen mit unserer Mystik: diese übt den Scharf-

sinn an Zertheilung und Zusammensetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anschauungsideen sind Etwas, das wir gar nicht kennen. Die indische Muse ist die träumende Prinzessin der Märchen.

*

Goethe, im Anfang des „Fausts“, benutzt die „Sakontala.“

*

Wie überhaupt jeder einen bestimmten Gegenstand in der Sinnenwelt auf eine andere Weise sieht, so sieht auch Jeder in einem bestimmten Buche etwas Anderes, als der Andere. Folglich muß auch der Übersetzer ein geistig begabter Mensch sein, denn er muß im Buche das Bedeutendste und Beste sehen, um Dasselbe wieder zu geben. Den Wortverstand, den körperlichen Sinn kann Jeder übersetzen, der eine Grammatik gelesen und ein Wörterbuch sich angeschafft hat. Nicht kann aber der Geist von Jedem übersetzt werden. Möchte Dies nur bedenken jener nüchterne, prosaische Übersetzer Scott'scher Romane, der so sehr prahlt mit seiner Übersetzungstreue! Wie es auf den Geist ankommt, beweise zunächst Forster's Wiederübersetzung der „Sakontala.“

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der

Blume nur den Duft — in unsrer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktischen, zur Prosa, zum Hausbackenen.

*

Der Hauptzug der jetzigen Dichter ist Gesundheit — westfälische, östreichische, ja ungarische Gesundheit.

*

Die höchsten Blüthen des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blüthezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen der Eisenbahn giebt uns eine zittrige Gemüthserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungs- gestank verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Unsre Lyrik ist ein Produkt des Spiritualismus, obgleich der Stoff sensualistisch: die Sehnsucht des isolierten Geistes nach Verschmelzung mit der Erscheinungswelt, to mingle with nature. Mit dem Sieg des Sensualismus muß diese Lyrik aufhören, es entsteht Sehnsucht nach dem Geist: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihilistische

Vimperlichkeit, hohler Phrasennebel, eine Mittelstation zwischen Gewesen und Werden, Tendenzpoesie.

*

Der harmlose Dichter, der plötzlich politisch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater isß nicht, was die Mutter gekocht!“

*

So wie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende. Der Übergang zu diesem Ende ist die Tendenzpoesie. Deshalb — nicht bloß, weil sie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poesie ein Ende.

*

In der Poetenwelt ist der tiers état nicht nützlich, sondern schädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Literatur herbei: Freiheit und Gleichheit des Stils. Jedem sei er erlaubt, nach Willkür, also so schlecht er wolle, zu schreiben, und doch soll kein Andrer ihn stilistisch überragen und besser schreiben dürfen.

*

Demokratischer Haß gegen die Poesie — der Parnass soll geebnet werden, nivellirt, macadamisirt,

und wo einft der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird bald eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorüber eilt.

Demokratische Wuth gegen das Besingen der Liebe — Warum die Rose besingen, Aristokrat! besing die demokratische Kartoffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschüllt ihren Gesang.

*

Die Werke gewisser Lieblingschriftsteller des Tages sind ein Steckbrief der Natur, keine Beschreibung.

*

Es ist nicht der arme Unger Nimbsch oder der Handlungsbesessene aus Lippe-Detmold, welcher das schöne Gedicht hervorgebracht, sondern der Weltgeist. Nur diesem gebührt der Ruhm und es ist lächerlich, wenn Jene sich etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Success seiner Tochter — da steht ein alter Jude im Parterre des Theatre français

und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, so verbeugt er sich mit erröthendem Antlitz.

*

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

*

Savigny's Eleganz des Stils gleicht dem klebrigsten Silber schleim, den die Insekten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müller's geht es wie mit Klopstock — Keiner lieft ihn, Jeder spricht mit Respekt von ihm. Es ist unser großer Historiker wie Jener unser großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegensezten. Er ist steiflangweilig — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

*

Kaumer ist das raisonnierende Leder, — der literarische Laufbursche der Brockhaus'schen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter.

*

Gervinus' Literaturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen

Büchlein voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst.

* *

Historiker, welche selbst alle Geschichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutschland, welche die Wuth hatten, selbst Stücke zu schreiben. Haller bemerkt, daß man desto besser spiele, je schlechter das Stück — schrieben sie schlecht, um sich als gute Schauspieler zu zeigen? oder spielten sie schlecht, um als gute Schriftsteller zu scheinen? Dasselbe könnte man bei unsern Historikern fragen.

*

Hütet euch vor Hengstenberg — Der stellt sich nur so dumm, Das ist ein Brutus, der einst die Maske fallen läßt, sich vernunftgläubig zeigt und euer Reich stürzt.

*

Ruge ist der Philister, welcher sich mal unparteiisch im Spiegel betrachtet und gestanden hat, daß der Apoll vom Belvedere doch schöner sei. — Er hat die Freiheit schon im Geiste, sie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie sehr er auch für hellenische Nacktheit schwärmt, kann er sich doch nicht entschließen, die barbarisch modernen Beinkleider, oder gar die christlich germanischen Unterhosen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien sehen lächelnd diesem inneren Kampfe zu.

*

Jakob Benedey.

Die Natur erschuf dich zum Abtrittsfeger —
Schäme dich Dessen nicht, deutscher Patriot! es sind
die Latrinen eines deutschen Vaterlands, die du fegst.

*

Ich werde von ihm schweigen, kann ihn als
komische Figur nicht gebrauchen, wie Maßmann. Der
Spaß war, daß dieser Latein verstand — Benedey
aber versteht's nicht; Langweiligkeit ist nicht komisch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in
seiner Walhalla. Man darf's ihm nicht verübeln,
er fühlt im Herzen, daß wenn Luther eine Walhalla ge-
baut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

*

Die Este, Medicis, Gonzagas, Scalas sind be-
rühmt als Mäcene. Unfre Fürsten haben gewiß
eben so guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung,
die wahren Talente und Genies heraus zu suchen —
denn Diese melden sich nicht bei ihren Kammerdienern
— Sie protegieren nur Solche, die mit ihnen selbst auf
gleicher Bildungsstufe stehen, und wie man die ita-
liänischen Fürsten kennt, indem man bloß zu nennen
braucht, wer ihre Protégés waren, so wird man einst
die unsern gleich kennen, wenn man die Männer

nennt, denen sie Dosen, Becher, Pensionen und Orden verliehen. Man sagt, es sei von großen Schriftstellern unklug, die obskuren — und sei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen; aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

*

Diese Menschen müssen Stockschläge im Leben haben; denn nach ihrem Tode kann man sie nicht bestrafen, man kann ihren Namen nicht schmähen, nicht fletrieren, nicht brandmarken — denn sie hinterlassen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel ist der witzigste Kopf — es wird interessant und wichtig für die Wissenschaft sein, wenn man an seinem Schädel einst phrenologische Untersuchungen machen kann. Ich wünsche, daß man ihm den Kopf schonen, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu sind, nicht für Witz und Poesie gehalten werden.

*

Und dieser unwissende Hase gebärdet sich als der Champion des deutschen Volks, des tapfersten und gelehrtesten Volks, eines Volks, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Muth und in hunderttausend Büchern seinen Tieffinn bewiesen hat, ein Volk, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt

ist und über dessen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahin gezogen und die ehrwürdigsten Furchen hinterlassen haben!

*

Gutzkow.

Die Natur war sehr bescheiden, als sie ihn schuf, ihn, den Unbescheidensten.

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poesie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börne's. Seine Darstellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesschwächen des Publikums zu erspähen, sie in seinem Privatinteresse auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und schmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntnisse und Charakter entbehren, er weiß es. Er giebt dem Publikum keine eignen Impulsionen, sondern er empfängt sie von demselben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er ist ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er kazenbuckelt und verlangt sein Trinkgeld.

*

Gisquet erzählt im dritten Theil seiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb erräth, der die Medaillen gestohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück

Wachslicht in der Diebslaterne statt des Talgs —
So errathe ich Herrn** in dem anonymen Artikel.

*

Warum sollte ich jetzt widersprechen? In wenigen
Jahren bin ich todt, und dann muß ich mir alle Lügen
doch gefallen lassen. ** hat nicht zu fürchten, daß
man nach seinem Tode Lügen von ihm sagt.

*

Grabbe's „Gothland.“

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher
Gedanken, wie ein Zug Galeerensklaven, jeder ge-
brandmarkt — der Dichter führt sie an der Kette in
das Bagno der Poesie.

*

Freiligrath.

Das Wesen der neueren Poesie spricht sich vor
Allem in ihrem parabolischen Charakter aus. Ahnung
und Erinnerung sind ihr hauptsächlichlicher Inhalt. Mit
diesen Gefühlen korrespondiert der Reim, dessen musi-
kalische Bedeutung besonders wichtig ist. Seltsame,
fremdgrelle Reime sind gleichsam eine reichere In-
strumentation, die aus der wiegenden Weise ein Ge-
fühl besonders hervortreten lassen soll, wie sanfte
Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unter-
brochen werden. So weiß Goethe die ungewöhn-

lichen Reime zu benutzen zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei Letzterem zeigt sich schon der Übergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Sannitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrthume entspringt. Seine schönen Reime sind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemüthes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) participiert mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohlkaut ist meistens rhetorischer Art.

Es existirt eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Cäsur ist der

Herzschlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen, wie Wohl laut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er ist Genremaler, er giebt Genrebilder des Meeres, nicht Historienbilder des lebendigen Oceans. Seine morgenländischen Genrebilder sind türkische Holländerei.

Sein Charakter ist die Sehnsucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in jüdlische Zustände. Aber der Orient ist ihm nicht aufgegangen in seiner Poesie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vor schwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausend und eine Nacht“ uns zusammengesammelt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesie-Orient — Nein, er ist exakt wie Burkhart und Niebuhr, seine Gedichte sind ein Appendix zum Cotta'schen „Ausland“, und die Verlagshandlung hat seine Kenntniß der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher sein Werth für die große Masse, die nach realistischer Kost verlangt; seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa.

*

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieses Reichthums, faktisch sind wir also spracharm.

Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen Alles, was sie enthält, in der Konversation auszubeuten, und sie sind daher sprachreich in der That.

Nur in der Literatur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachschatz, und die Franzosen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hause — sie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hause. Bei den Franzosen just das Gegentheil: mehr Ideen in der Gesellschaft, als in den Büchern, und die Geistreichsten schreiben gar nicht oder bloß zufällig.

*

Voltaire hebt sich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne schaut — Rousseau ist ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menschen von oben herab.

*

Voltaire huldigt (man lese seine Dedikation des „Mahomed“) dem Papste ironisch und freiwillig.

Rousseau konnte nicht dazu gebracht werden, sich dem Könige präsentieren zu lassen — sein Instinkt leitete ihn richtig; er war der Enthusiasmus, der sich nicht abfinden kann.

*

Die älteren französischen Schriftsteller hatten

einen bestimmten Standpunkt: Licht und Schatten sind immer richtig, nach den Gesetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftsteller springen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden ist eine widerwärtige Konfusion von Licht und Schatten — hier eine Bemerkung, die der pantheistischen Weltansicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube sich kreuzend, — eine Harlekinsjacke.

*

In der französischen Literatur herrscht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geist die Hand in der Tasche des andern, und Das giebt ihnen einen gewissen Zusammenhang. Bei diesem Talent des Gedankendiebstahls, wo Einer dem Andern den Gedanken stiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geist Gemeingut — In der *république des lettres* ist Gedankengütergemeinschaft.

*

Die neufranzösische Literatur gleicht den Restaurants des Palais-royal — Wenn man in der Küche gelauscht, die Ingredienzen der Gerichte und ihre Zubereitung gesehen, würde man den Appetit verlieren — der schmutzige Koch zieht Handschuh an, wenn er auf blanker Schüssel sein Gemätsch aufträgt.

*

Die französischen Autoren der Gegenwart gleichen den Restaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag speist. Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, daß sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und schon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzösischen Romantiker sind Dilettanten des Christenthums, sie schwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorsam anzuhängen, sie sind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr sein, daß Frankreich zum Christenthume zurückverlangt? Ist Frankreich so krank? Es läßt sich Märchen erzählen — Will es sich auf dem Sterbebett befehren? Verlangt es die Sacramente? Gebrechlichkeit, dein Name ist Mensch!

*

Chateaubriand will das Christenthum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet sich im umgekehrten Falle wie der neapolitanische Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand ist ein Polichinell, der seine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand ist ein Faselhans, Royalist durch

Princip, Republikaner durch Inclination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuschheit jeder Pilze, und statt Mambrin's Helm eine rothe Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon sagt, der Stil sei der Mensch selbst. Wielmain ist eine lebende Widerlegung dieses Axioms, sein Stil ist schön, wohlgewachsen und reinlich.

*

Wenn man, wie Charles Nodier, in seiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, ist es sehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury ist der Patron der Schriftstellerinnen, er hilft den Dürftigen, er ist ihr petit mandeau blanc, ihr Beichtiger, seine Artikel sind eine kleine Sakristei, wo sie verschleiert hinein schleichen, sogar die Todten beichten ihm ihre Sünden, Eva gesteht ihm Dinge, die ihr die Schlange gesagt und wovon wir Nichts erfuhren, weil sie solche dem Adam verschwieg.

Er ist kein Kritiker für große, aber für kleine

Schriftsteller — Walfische haben keinen Platz unter seiner Lupe, wohl aber interessante Flöhe.

*

Bei Léon Gozlan tödtet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

*

Michel Chevalier ist Konservateur und Progressiver zugleich — mit der einen Hand stützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf stürze, mit der andern zeichnet er den Riß für das neue, größere Gesellschaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib existiert nicht mehr, nur die Stimme ist geblieben — Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn und er giebt Antwort, der rückwärts schauende Prophet.

*

Die französische Kunst ist eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzosen seit fünfzig Jahren so viel erleben und sehen konnten, so sind ihre Kunstwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Gesehenen viel bedeutender, als die Werke deutscher Künstler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anschauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, sind die Franzosen zurück.

In der Musik geben sie den Ton ihrer Nationalität: Verstand und Sentimentalität, Geist und Grazie; — im Drama: Passion. Der Eklekticismus in der Musik wurde durch Meyerbeer eingeführt.

Meyerbeer ist der musikalische maître de plaisir der Aristokratie.

Meyerbeer ist ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in seine früheren Verhältnisse zurücktreten will, muß er sich erst taufen lassen.

Rossini's „Othello“ ist ein Besub, der strahlende Blumen speit.

Der Schwan von Pesaro hat das Gänsegechnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poesie im Künstler — der Kranz schwindet ihm vom Haupte.

Sein Pasticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der spanischen Galerie, der als Leiche die Psalmen schreibt. Es fröstelt Einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

Alle Bilder Ary Scheffer's zeigen ein Heraussehen aus dem Diesseits, ohne an ein Jenseits recht zu glauben — vaporöse Skepsis.

*

Lessing sagt: „Hätte man Rafael die Hände abgeschnitten, so wär' er doch ein Maler gewesen.“ In derselben Weise können wir sagen: Schütte man Herrn * * den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen, ohne Kopf, und ohne daß man merkte, daß er keinen Kopf hätte.

*

Shakespeare hat die dramatische Form von den Zeitgenossen; Unterscheidung dieser Form von der französischen.

Den Stoff seiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; sogar die rohen Umrisse, wie die ersten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Ist die Theilung der Arbeit auch im geistigen Producieren vortheilhaft? Das Höchste wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakespeare nicht allein seine Tragödien geliefert — er gab nur den Geist, der die Vorarbeiten beseele.

Bei Goethe sehen wir Ähnliches — seine Plagiate.

*

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.

IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor und die Gesammtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit eben so, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins &c. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmlosen haben gewiß Recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenlosigkeit.

*

Man muß ganz Deutschland kennen, ein Stück ist

gefährlich. Es ist die Geschichte vom Baume, dessen Blätter und Früchte wechselseitiges Gegengift sind.

*

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte uns wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme?

*

Es giebt kein deutsches Volk: Adel, Bürgerstand, Bauern sind heterogener, als bei den Franzosen vor der Revolution.

*

Der preußische Adel ist etwas Abstraktes, er bezieht sich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigenthum. Die preußischen Junker haben kein Geld.

*

Die hannövrishen Junker sind Esel, die nur von Pferden sprechen.

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freie Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht, ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das

bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisierte. Man muß die Deutschen von innen befreien, von außen hilft Nichts.

*

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem H.....n — Das Denken auf Umweg äußert sich noch mißduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutschen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu spät. Wenn sie dieselbe fertig haben, wird das Nationalitätswesen in der Welt aufgehört haben und sie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müssen, ohne wie Franzosen oder Britten Nutzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Riesenkind, wie das deutsche Volk, bedarf ebenfalls eines so kolossalen Spielzeugs wie der Kölner Dom ist — aber jetzt denk' ich anders. Ich glaube nicht mehr, daß das deutsche Volk ein Riesenkind: jedenfalls ist es kein Kind mehr, es ist ein großer Junge, der viel natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er

nicht ernsthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins Auge faßt. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

*

Politische Wetterfahnen.

Sie beschwören Stürme und verlassen sich auf ihre Beweglichkeit — sie vergessen, daß ihnen ihre Beweglichkeit Nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Thurm stürzt, worauf sie stehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Pöbel spreche, nehme ich davon aus: erstens Alle, die im Adreßbuch stehen, und zweitens Alle, die nicht drin stehen.

*

Die neubürgerliche Gesellschaft will im Taumel der Vergnügungen hastig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch sie hört schon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Festsaal eintreten werden und die Tische umstürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher seine Schweine zu Pferde hüten. — Diese Bankiers haben

sich aufs hohe Pferd gesetzt und treiben noch immer das alte schmutzige Handwerk.

*

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, sagte er: „Sie sind schlecht ohne Grazie, flößen Abscheu ein gegen die Schlechtigkeit und schaden mir mehr als sie nutzen.“

*

Auch Rothschild könnte eine Walhalla bauen — ein Pantheon aller Fürsten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothschild's besteht aus Allen, die Nichts haben; sie denken Alle: was wir nicht haben, hat Rothschild. Hinzu fließt die Masse Derer, die ihr Vermögen verlieren; statt ihrer Dummheit diesen Verlust zuzuschreiben, glauben sie die Piffigkeit Derer, die ihr Vermögen behalten, sei daran Schuld. So wie Einer kein Geld mehr hat, wird er Rothschild's Feind.

*

Der Kommunist, welcher mit Rothschild seine 300 Millionen theilen will; Dieser schickt ihm seinen Theil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!“

*

Die Kommunisten hegen einen achselzuckenden Widerwillen gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

*

Nach den fetten Röhren kommen die magern, nach den magern gar kein Fleisch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im Winter eine Revolution erleben, die wird schrecklicher als alle früheren sein! Wenn das Blut im Schnee rinnt

*

Der Volksstrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen (Müller und Brauer) dazwischen; Schriftsteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Eine Association der Ideen, in dem Sinne, wie Association in der Industrie, z. B. Verbindung philosophischer Gedanken mit staatswirthschaftlichen, würde überraschende neue Resultate ergeben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realisirt sich. Der eine läuft hundert Meilen in einigen Stunden, der andere sieht hundert Meilen weit, der dritte schießt

so weit, der vierte bläst Armeen fort — Eisenbahn,
Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Presse.

*

Place de la concorde.

Ich möchte wissen, wenn man auf diesen Ort säet,
ob Korn wachsen wird?

*

Die Hinrichtungen in Masse auf dem Grève-
platze und dem Platze Ludwig's XV. waren ein argu-
mentum ad hominem: Jeder konnte hier sehen, daß
das adlige Blut nicht schöner war, als das Bürger-
licher. Der wahnsinnige Bürger, der jeder Exekution
beimohnt, wie einem praktischen Experimente zum
Beweis der idealen Theorie.

*

Vision.

Der Platz Ludwig's XIV. — Eine Leiche, der
Kopf dabei, der Arzt macht Versuche, ob er wieder
zusammen zu heilen, schüttelt das Haupt: „Unmög-
lich!“ und geht seufzend fort — Höflinge versuchen
das todte Haupt fest zu binden, es fällt aber immer
herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren, ist ihm nicht
mehr zu helfen.

*

Der Wahnsinnige will nicht in den Tuilerien spazieren gehn; er sieht die Bäume zwar schön grün, aber die Wurzeln in der Erde blutroth.

*

Je näher die Leute bei Napoleon standen, desto mehr bewunderten sie ihn — bei sonstigen Helden ist das Umgekehrte der Fall.

*

Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht.

*

Napoleon hasst die Boutiquiers und die Advokaten — er mitrailliert Jene und jagt Diese zum Tempel hinaus. Sie unterwerfen sich, aber sie hassen ihn (sie glauben die Revolution für sich gemacht zu haben, und Napoleon benutzt sie für sich und für das Volk). Sie sehen die Restauration mit Vergnügen.

*

Der Kaiser war keusch wie Eisen.

Seine Feinde die Nebelgespenster, die des Nachts die Vendomesäule umtanzen und hinein beißen.

*

Sie schimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem gewissen Respekt — während sie mit der rechten

Hand Roth auf ihn werfen, halten sie in der linken den Hut.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherweise in Revolutionszeiten gelebt, wo sie die Leidenschaften und höchsten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Eine Nation kann nicht regeneriert werden, wenn ihre Regierung keine hohe moralische Kraft zeigt. Diese Kraft regeneriert. Daher war die fünfzehnjährige Regierung Napoleon's nothwendig — er heilte durch Feuer und Eisen die kranke Nation, seine Regierung war eine Kurzeit. Er war der Moses der Franzosen; wie Dieser sein Volk durch die Wüste herumzieht, um es durch diese Kurzeit zu heilen, so trieb er die Franzosen durch Europa. — Dieser Regierung steht die Partei der Bourris gegenüber als Opposition, und zu ihr gehörte Frau von Staël. Ihre Koterie ist geistreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand, der Dohen der Putrifikation, der Nestor der Lüge, le parjure des deux siècles. Chateaubriand — wir ehren, wir lieben ihn, aber er ist le grand inconséquent, ein unsterblicher Dupe, ein Dichter, ein Pilger mit einer Flasche

Jordanwasser, eine wandelnde Elegie, un esprit d'outré tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde einige Edelleute des edlen Faubourg, ritterliche Schatten, liebenswürdig, aber krank, leidend, ohnmächtig. Benjamin Constant war der Beste, und Der hat noch auf dem Todtbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

*

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Staël's Unwahrheit: ein ganzes Katalier unwahrer Gedanken und Redeb Blumen, welche bösen Dünsten gleichen. — Sie rühmt Wellington, ce héros de cuir avec un coeur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Staël war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, so erhaben wie ihre Berge, aber ihre Ansichten der Gesellschaft sind so eng wie ihre Thäler.

Ihr Verhältnis zu Napoleon: sie wollte dem Cäsar geben, was des Cäsars war; als Dieser aber Dessen nicht wollte, frondierte sie ihn, gab sie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, sie beging den Unsinn, Napoleon einen Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein aktiver Rousseau, wie Frau von Staël ein passiver Rousseau, und man könnte

sie selber viel eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Überall spricht sie Religion und Moral — nirgends aber sagt sie, was sie darunter versteht.

Sie spricht von unserer Ehrlichkeit und unserer Tugend und unserer Geistesbildung — sie hat unsere Zuchthäuser, unsere Bordelle und unsere Kasernen nicht gesehen, sie sah nicht unsere Buchhändler, unsere Claren, unsere Leutnants.

*

Pozzo di Borgo und Stein — saubere Helden! Der Eine ein Renegat, der für ein paar Rubel sein Vaterland, seine Freunde und sein eignes Herz verkaufte, der Andere ein hochnasiger Krautjunker, der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrath und Haß.

*

Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wieder zu finden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüstungen, so tauschten die Völker dort ihre Haut: die Franzosen zogen unsre Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene thun nun gravitatisch, wir klettern auf Bäume. Jene schelten uns Voltairianer

— seid ruhig, wir haben nur eure Haut an, wir sind doch Bären im Herzen.

*

Was man nicht erlebt in unserer Wunderzeit! sogar die Bourbonen werden Eroberer!

*

Das Volk von Paris hat die Welt befreit, und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang sich Paris den höchsten Ruhm. Aber die Götter, neidisch ob der Größe der Menschen, suchen sie herabzudrücken, demüthigen sie, durch erbärmliche Ereignisse zum Beispiel.

*

Die Presse gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, so erkrankt man; genießt man die Blätter, so geneset man von dieser Krankheit, und umgekehrt. So ist es mit der Lektüre der legitimistischen und der republikanischen Blätter in Frankreich.

*

Die französischen Journale tragen sämmtlich eine ganz bestimmte Parteifarbe; sie weisen jeden Artikel zurück, der sich nicht mit den augenblicklichen Tagesinteressen, den sogenannten Aktualitäten, beschäftigt. — In Deutschland ist just das Gegentheil der Fall,

und wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muß, daß die deutschen Blätter so viele Gegenstände, die mit den zeitlichen Landesfragen in keiner entferntesten Beziehung stehen, so gründlich behandeln, z. B. die chinesischen oder ostindischen Kulturbezüge: so muß ich dennoch mich freuen über diesen Kosmopolitismus der deutschen Presse, die sich selbst für die abenteuerlichsten Nöthen auf dieser Erde interessiert und alle menschenthümlichen Besprechungen so gastlich aufnimmt! (Vgl. H. Heine's Werke, Bd. IX, S. 100.)

*

Lafayette.

Die Welt wundert sich, daß einmal ein ehrlicher Mann gelebt — die Stelle bleibt vakant.

*

Der Engländer, welcher van Amburgh nachstreift, allen seinen Vorstellungen beiwohnt, überzeugt, daß der Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieses Schauspiel durchaus betrachten will, gleicht dem Historiker, der in Paris darauf wartet, bis das französische Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der nun diesen Löwen inzwischen täglich beobachtet.

*

Wenn ein Prix Monthyon für Könige gestiftet würde, so wäre Ludwig Philipp der beste Kandidat!

Unter ihm herrschte Glück und Freiheit — er war der Roi d'Yvetot der Freiheit.

*

Guizot ist kein Engländer, sondern ein Schotte, er ist Puritaner, aber für sich, weil's sein Naturell. Da er aber die entgegengesetztesten Naturen begreift, ist er tolerant selbst gegen die Frivolität.

Die hervorragendste Eigenschaft ist sein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kommt, wird er Diesem ein Kompliment darüber machen, daß er ihn so gut geschaffen.

*

Durch die Eisenbahnen werden plötzliche Vermögenswechsel herbeigeführt. Dieses ist in Frankreich gefährlicher, als in Deutschland. Deshalb geht die Regierung mit Scheu an die Eisenbahnen.

*

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, sondern wegen der Vulgarität derselben, und weil die große Menge unfähig ist eine höhere Doktrin zu fassen, glaube ich, daß die Republikaner, zunächst in Frankreich, allmählich die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befestigen werden. Ich sage: für einige Zeit, denn jene plebejischen Republiken, wie unsere Radikalen sie träumen, können sie nicht lange halten. . . . Indem wir mit Gewißheit ihre

kurze Dauer voraus sehen, trösten wir uns ob der Fortschritte des Republikanismus. Er ist vielleicht eine nothwendige Übergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzustand verzeihen, in der Hoffnung, daß der Schmetterling, der einst daraus hervorbricht, desto farbenreicher beflügelt seine Schwingen entfalten und im süßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen spielen wird! — Wir sollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantisches Wesen zwar unbequem für weltlustige Söhne, aber dennoch nützlich ist für deren künftiges Etablissement. Aus Pietät, wenn nicht schon aus Politik, sollten wir daher nur mit einer gewissen Zurückhaltung über jene trüben Käuze unsere Glossen aussprechen. Wir wollen euch sogar ehren, wo nicht gar unterstützen, nur verlangt nicht zu Viel, und werdet keine Brutusse an uns, wenn etwa eure allzu einfache Suppen uns nicht munden und wenn wir manchmal zurück schmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und trösten uns mit dieser Hypothese von einer kurzen Dauer des republikanischen Regiments in derselben Weise, wie jene greifen Anhänger des alten Regimes, die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil sehen, und um Heinrich V. auf

den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Mar-
seillaise anstimmen . . .

Où allez vous, monsieur l'abbé?

Vous allez vous casser le nez!

(Vgl. Heine's Werke, Bd. XII, S. 259.)

*

Für die Güte der Republik könnte man denselben
Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion
anführt: sie besteht trotz ihrer Beamten.

*

Der geheime Haß der höchsten Republikbeamten
gegen die Republik gleicht dem geheimen Hasse der
vornehmen Römer, die als Bischöfe und Prälaten
ihre alte Auctoritas fortsetzen mußten.

*

Die Franzosen sind sicherer im Umgang, eben
weil sie positiv und traumlos — der träumende
Deutsche schneidet dir eines Morgens ein finsternes
Gesicht, weil ihm geträumt, du hättest ihn beleidigt,
oder sein Großvater hätte von dem deinigen einen
Fußtritt bekommen.

*

Die Franzosen sind allem Traumwesen so ent-
gegen gesetzt, daß man selbst von ihnen nie träumt,
sondern nur von Deutschen.

*

Die Deutschen werden nicht besser im Ausland, wie das exportierte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten sind wenige Deutsche — die meisten kommen nach Frankreich, um zu zeigen, daß sie auch in der Fremde keine Propheten sind.

*

Das junge Mädchen sagte: „Der Herr muß sehr reich sein, denn er ist sehr häßlich.“ Das Publikum urtheilt in derselben Weise: „Der Mann muß sehr gelehrt sein, denn er ist sehr langweilig.“ Daher der Success vieler Deutschen in Paris.

*

Es scheint die Mission der Deutschen in Paris zu sein, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenspiel ziehen die durchreisenden Deutschen mir hier vorbei, Keiner entwickelt sich.

*

Gefährliche Deutsche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Tasche oder beginnen ein Gespräch über Philosophie.

*

Deutsche und französische Frauen.

Die deutschen Öfen wärmen besser als die französischen Kamine, aber daß man hier das Feuer lodern sieht, ist angenehmer; ein freudiger Anblick, aber

Frost im Rücken — Deutscher Ofen, wie wärmst du
 treu und scheinlos!

*

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts so gar Unnatürliches. In beiden Ländern herrscht der Geist der Revolution: hier in der Masse, dort konzentriert in einer Person; hier in republikanischen, dort in absolutistischen Formen; hier die Freiheit, dort die Civilisation im Auge haltend; hier idealen Principien, dort der praktischen Nothwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die Vergangenheit, die sie verachten, ja hassen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abschneidet, ist dieselbe, womit in der Konciagerie dem Ludwig Capet die Haare abgeschnitten wurden, es ist die Schere der Revolution, ihre Censurschere, womit sie nicht einzelne Phrasen oder Artikel, sondern den ganzen Menschen, ganze Zünfte, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens schneidet. Niklas war gegen Frankreich, weil dieses seiner Regierungsform, dem Absolutismus, propagandistisch gefährlich war, nicht seinen Regierungsprincipien; ihm mißfiel an Ludwig Philipp das beschränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieser Unmuth weicht in Kriegsfällen vor der

Nothwendigkeit, die ihm das höchste Gesetz — die Zaren unterwerfen sich demselben immer, und müssen sie dabei auch ihre persönlichen Sympathien opfern. Das ist ihre Force, sie sind deshalb immer so stark, und ist Ciner schwach, so stirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Custine ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Alterthümliche: Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen; diese muß auch im Zar ihre Spitze finden: von seiner Höhe sieht er den Kontrast der kleinen Verhältnisse mit den großen Phrasen, und im Bewußtsein seiner kolossalen Macht muß er jede Phrasologie bis zur Persifflage verachten. (Der Marquis verstand Das nicht.) Wie kläglich müssen ihm die chevaleresken Polen erscheinen, diese Leichen des Mittelalters mit modernen Phrasen im Munde, die sie nicht verstehen; er will sie zu Russen machen, zu etwas Lebendigem: auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was sind die gemeinen Russen, als zweibeiniges Vieh, das er zu Menschen heran knetet? Sein Wille ist edel, wie schrecklich immer seine Mittel sind.

*

In Rußland zeigt sich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politische, nationale und sogar religiöse Gleichheit zu stärken. Die Autorität, geübt

durch die höchste Intelligenz, verfährt terroristisch gegen sich selbst, jede Schwäche von sich ausscheidend: Peter III. stirbt, Paul stirbt, Konstantin tritt ab, und eine Reihe der ausgezeichnetsten Herrscher tritt auf seit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nikolaus. Die Revolution trägt hier eine Krone und ist gegen sich selbst so unerbittlich, wie es das Comité du salut public nur jemals sein konnte.

*

Nikolaus ist, so zu sagen, ein Erbdiktator. Er zeigt die vollständige Gleichgiltigkeit gegen das Herkömmliche, das Verjäherte, das Geschichtliche.

*

Es war grausam von den Russen, den polnischen Juden das Schubbez zu nehmen — sie brauchten kein Hemd darunter zu tragen, es war so bequem zum Kraken! — und die Bärte — die Hauptsache war: er selber ging so hinterher! — und die Prajes, die heiligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen, auf den Stock, womit wir einst geprügelt worden!

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der schlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeschichte lese, und irgend eine That oder Erscheinung mich frappiert, so möchte ich manchmal das Weib sehen, das als geheime Triebfeder dahinter steckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur“ nur Männernamen verzeichnet — sie machen Geschichte, obgleich der Historiker nur Männernamen kennt — Herodot's Anfang ist ingenios.

*

Bei der Erklärung der Liebe muß ein physikalisches Phänomen, oder ein historisches Faktum angenommen werden. Ist es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eisen anzieht? Oder ist eine Vorgeschichte vorhanden, deren dunkles Bewußtsein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abstoßung sich ausspricht?

*

In der Jugend ist die Liebe stürmischer, aber nicht so stark, so allmächtig wie später. Auch ist sie in der

Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leihet der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Überfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört, wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist, wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

*

Daß der Gatte Xanthippe's ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, Das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Wie viel höher steht die Frau bei Moses, als bei den anderen Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Diese sagen bestimmt, daß die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mahomed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn Jeder seine Frau dort wiederfände?

*

Jeder, wer heirathet, ist wie der Doge, der sich mit dem adriatischen Meere vermählt — er weiß

nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbefannte Stürme.

*

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isolirtes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, daß er der Herr sei, im Gegentheil er ist zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI. Vermischte Einfälle.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch, der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frisst.

*

Radmus bringt die phöniciſche Buchſtabenſchrift, die Schriftkunſt, nach Griechenland — dieſe ſind die Drachenzähne, die er geſäet; die avocierten geharniſchten Männer zerſtören ſich wechſelſeitig.

*

Es giebt hohe Geiſter, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben ſind und den Thron nur für einen Stuhl anſehen, der bedeckt mit rothem Sammet — Es giebt niedere Geiſter, denen alles Ideale unbedeutend dünkt und denen der Pranger nur ein Halsband von Eiſen iſt. Sie haben keine Scheu vor der eiſernen Kravatte, wenn ſie nur dadurch ein Publikum um ſich verſammeln können; dieſem imponieren ſie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unfre Gefinnung, durch beſtändige Beſchäftigung mit dem Gegenſatz Der Garde municipal, welcher den Rankan überwacht, findet denſelben am Ende gar nicht mehr ſo unanſtändig und möchte wohl gar mittanzen. Der

Protestant sieht nach langer Polemik mit dem Katholicismus ihn nicht mehr für so greuelhaft an, und hörte vielleicht nicht ungern eine Messe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir selbst Ruinen sind.

*

De mortuis nil nisi bene — man soll von den Lebenden nur Böses reden.

*

Kourtoisie.

Wenn man einen König prügelt, muß man zugleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!“ rufen.

*

Es giebt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil sie das Ei gesehen, woraus er hervorgefrohen.

*

Der Giftbereiter muß gläserne Handschuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifestation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraumes und beständiger Öffentlichkeit. „Vor seinem Tode“,

sagt Solon, „ist Niemand glücklich zu schätzen“ — und wir dürfen auch sagen: Vor seinem Tode ist Niemand als Charakter zu preisen. Herr * * ist noch jung und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schustereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft sich in der * * kirche, er wird der Advokat für Schelmenstreiche — vielleicht aber hat er schon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur seine Thaten nicht, wegen seiner obskuren Weltstellung.

*

Wie kommt es, daß der Reichthum seinem Besitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarste Verderben? Die uralten Mythen vom goldenen Fließ und vom Nibelungshort sind sehr bedeutungsvoll. Das Gold ist ein Talisman, worin Dämonen haufen, die alle unsre Wünsche erfüllen, aber uns dennoch gram sind ob des knechtischen Gehorsams, womit sie uns dienen müssen, und diesen Zwang tranken sie uns ein durch geheime Tücke, indem sie eben die Erfüllung unserer Wünsche zu unserem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöthen bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müssen; ehe sie als ganz prachtvoll gebaut hervorsteigen, wie ein Phönix aus der Asche, so gewisse Bankiers. Jetzt

glänzt das Haus ** , nachdem es drei bis vier Mal falliert, am glänzendsten. Nach jedem Brande erhob es sich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht ver-
affekuriert.

*

„Gebe Gotte, was Gottes, dem Cäsar, was des Cäsars ist!“ — Aber das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menschen oft sehr dumm sind, so sind die Dummen manchmal sehr gescheit.

*

Ich las das langweilige Buch, schließ drüber ein, im Schlafe träumte ich weiter zu lesen, erwachte vor Langeweile, und Das dreimal.

*

Fräulein ** bemerkt, daß der Anfang der Bücher immer so langweilig, erst in der Mitte amüsiere man sich, man sollte Jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu lesen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daß sie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die schöne junge ** heirathet den alten A. Der Hunger trieb sie dazu — sie hatte zu wählen zwischen ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauen-

haster. U., sei stolz darauf, daß sie deinem Skelett den Vorzug gab!

*

Wenn das Laster so großartig, wird es minder empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheuren Herkules minder chotiert: „Bei solchen Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig.“

*

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfestigung und der Promenaden, die sehr schön sind, wie sich denn Hamburg überhaupt gern ein schönes Außere geben will, und Promenaden anlegt, damit Der, welcher im Innern der Stadt Nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunden eine Promenade um die Stadt machen kann; — auch Bänke zum Lesen, z. B. eines Kochbuchs, und elegische Trauerweiden.

*

Philologie in Handelsstädten.

Handwerker oder Philologe soll man werden — man wird zu allen Zeiten Hosen brauchen, und es wird immer Schulknaben geben, welche Deklinationen und Konjugationen gebrauchen.

*

Die Brittinnen tanzen, als wenn sie auf Eseln ritten.

*

Die Affen sehen auf die Menschen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, so wie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären.

*

E. ist mehr ein Freund der Gedanken als der Menschen. Er hat Etwas von Abelard — hat er seine Heloise gefunden.

*

** gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume gesehen und die eine Leiter nöthig hatten, um vom Himmel auf die Erde herab zu steigen — ihre Flügel sind nicht stark genug.

*

Ehe ** Mystiker wurde, war er ein schlichter verständiger Mensch.

*

Wie Mahomed nur ein Kameeltreiber war, ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete, so war ** zwar nicht ein Kameeltreiber, aber ein Kameel selbst, ehe ihm das neue Licht gekommen.

*

Der Autor hält sich ängstlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schrecknisse, die außer-

halb desselben die begabtesten Geister überwältigt. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überschreiten wagt, wo er sich selbstwillig gebannt und sicher ist.

*

Man nennt ** einen zweiten Duprez — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten ** nennen, so schlecht singt er schon.

*

Ob sie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber sie war immer häßlich, und Häßlichkeit bei einem Weibe ist schon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorfe war ein Ochs, der so alt war, daß er endlich kindisch ward, und als man ihn schlachtete, schmeckte sein Fleisch wie bejahrtes Kalbfleisch.

*

Sonne und Mond sind die Fußschemel Gottes, ihm die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel ist seine grauwoollene Jacke, mit Sternen gestickt.

*

Mr. Colombe, entdecken Sie uns noch eine neue Welt!

Mlle. Thais, stecken Sie noch ein Persopolis in Brand!

Mr. Jesus Christ, lassen Sie sich nochmals
kreuzigen!

*

Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

*

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab'
ihn aber vergessen. Was mag es wohl sein? Ich
plage mich mit Errathen.

*

Der Diamant könnte sich Etwas drauf einbilden,
wenn ihn ein Dichter mit einem Menschenherzen ver-
gliche.

*

Nach der Erzählung einer edlen That, der Aus-
ruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya,
als alle Wälder und Meere, ist das menschliche Herz
— es ist herrlicher als die Sonne und der Mond
und alle Sterne, strahlender und blühender — es ist
unendlich in seiner Liebe, unendlich wie die Gottheit,
es ist die Gottheit selbst.

VII. Bilder und Farbenstriche.

Die alte Harfe liegt im hohen Gras. Der Harfner ist gestorben. Die talentvollen Affen kommen herab von den Bäumen und klimpern drauf — die Gule sitzt mürrisch recensirend — die Nachtigall singt der Rose ihr Lied; sobald es ganz dunkel wird, überwältigt sie die Liebe und sie stürzt auf den Rosenstrauch und zerrissen von den Dornen verblutet sie — Der Mond geht auf — der Nachtwind säuselt in den Saiten der Harfe — die Affen glauben, es sei der todte Harfner, und entfliehen.

(Vrgl. Heine's Werke, Bd. II, S. 33.)

*

Traum Metternich's: Er sieht sich im Sarg mit einer rothen Jakobinermütze.

Traum Rothschild's: Er träumt, er habe 100,000 Franks den Armen gegeben und wird krank davon.

*

Bild.

Haushalt Joseph's und Maria's. Ersterer sitzt an der Wiege des Kindes und schaukelt es, singt auch

Giapopeia — Prosa. Maria sitzt am Fenster zwischen Blumen und streichelt ihre Taube.

*

Zur „Himmelfahrt.“

Der Direktor zeigt mir sein Kuriositätenkabinett,
z. B. der erste Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

*

Ein blinder Charlatan auf dem Markte verkauft Augenwasser, das gegen Blindheit schützt. Er hat selbst nicht dran geglaubt und ist blind geworden. Tragische Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnsinnige Jüdin, die das Jahrzeitlämpchen des Kindes wiegt.

*

Eindruck bei der Rückkehr nach Deutschland.

Zuerst das weiße Haar — Weiß giebt immer die Idee des Märchenhaften, Gespenstischen, des Visionären: weiße Schatten, Puder, Todtenlaken.

Die Korpulenz — dicke Gespenster, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof, wo geliebte Gräber.

Bei dem ersten „Werda!“ ruf' ich: Alle guten Geister loben Gott.

*

In den Flaschen sehe ich Greuel, die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturalienkabinett Flaschen mit Mißgeburten, Schlangen und Embryos zu sehen.

*

Der Engländer, der mit seiner Miß immer an den Badestrand geht, damit der Anblick der nackten Männer sie gegen Sinnlichkeit abstumpfe.

*

Die Parabel vom Schauspieler. Der Hund, der Esel: „Du sollst bellen, du sollst Stroh fressen!“ — Der arme * *, er bellt schon!

*

Salmonius.

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieser nagende Bandwurm seiner Seele. Sein Leib laboriert an einem minder lächerlichen Bandwurme.

*

Wenn * * wiederkommt, die Grisetten werden ihn zerreißen, wie die thrakischen Weiber seinen Kollegen, den Orpheus.

*

Fanny Elsler, die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird, der Held wolle ganz etwas Anderes, als er sagt. Durchführung des Verschweigens.

*

Die Hoffnung ist eine schöne Jungfrau mit kindlichem Gesicht, aber welken Brüsten, woran

*

Ich finde in einem einsamen Gärtchen eine Rose, die allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund en coeur, ihr ganzes graciöses Wesen, ihr Leichtsinn, ihre Innigkeit.

*

Ihr Lächeln, wie ein strahlendes Netz, sie warf es aus und meine Seele verfang sich darin, und zap-pelt in den holden Maschen, wie ein Fisch, seit Jahren.

*

Ein gefühlvoll, helles Auge, ruhige sinnreiche Lippen — eine schöne, lächelnde Blume, eine — tief-sinnige Stimme.

*

Ein süßlich, zerquetschtes, eingemachtes Gesicht mit ängstlich kleinlichen Augen.

*

Ein lächelnder Gang.

*

Er sprudelte von Dummheit.

*

Ein Gesicht wie ein Fötus im Weingeist.

*

Eine Dame, welche schon anfing, nicht mehr jung zu sein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache, der die Sonne ins Gesicht scheint.

*

Sie schrieb anonyme Briefe, unterschrieben: „Eine schöne Seele.“

*

Er lobt sich so stark, daß die Räucherkerzchen im Preise steigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weitesten gebracht.

*

Was * * betrifft, so sagt man, daß er von mehreren Juden abstamme.

*

Ein fetter Mastbitte.

*

Schön gekämmte, frisierte Gedanken.

*

Es steigt herab die große Nacht mit ihren kühnen
Sternen.

*

Ich sah einen Wolf, der leckte an einem gelben
Stern, bis seine Zunge blutete.

*

Den Mond, dessen Glanz bleich und fahl war,
umgab eine Masse gelblicher Wolken, ähnlich dem
bleisfarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von
Thränen benetzt werden, zu umsäumen pflegt.

*

Die Felsen, minder hart als Menschenherzen, die
ich vergebens anslehte, öffnen sich und der schmerz=
lindernde Quell rieselt hervor.

